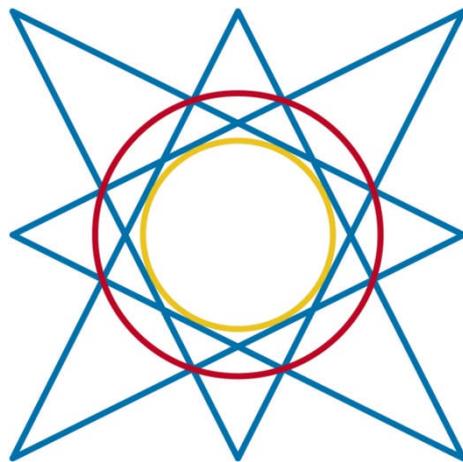


# Über die Richtigkeit der Bezeichnungen

*Ausgewählte Teile aus  
Pláton's „Kratylos“*



# PLATONS DIALOG KRATYLOS

ÜBERSETZT UND ERLÄUTERT

VON

OTTO APELT

ZWEITE DURCHGESEHENE AUFLAGE.



DER PHILOSOPHISCHEN BIBLIOTHEK  
BAND 174

FELIX MEINER IN LEIPZIG. 1922

**Plátōn**

Über die Richtigkeit  
der Bezeichnungen

oder

Die absolute Wahrheit  
und ihre Ermittlung

*Der Versuch, aus Plátōn's Dialog „Kratylos“  
gemäß der Übersetzung von Otto Apelt  
durch Weglassen der vielen störenden Einschübe  
Plátōn's Lehre von der Sprache herauszuschälen*

*gewagt von*

Wilhelm K. Essler

Goethe-Universität  
Frankfurt am Main  
2013

© Felix Meiner Verlag & Wilhelm K. Essler  
Johann Wolfgang Goethe Universität  
Frankfurt am Main, 2013

## ***Inhaltsverzeichnis***

<i>Hinweis</i>	6
	7
<i>Über die Richtigkeit der Bezeichnungen</i>	
Teil I: [383-390 St.]	7
Teil II: [391-397 St.]	17
Teil III: [421-427 St.]	19
Teil IV: [428-437 St.]	27
Teil V: [437-438 St.]	36
Teil VI: [438-439 St.]	38
Teil VII: [439-440 St.]	40
<i>Anhänge: Das oben Weggelassene</i>	43
Anhang 1: [383-385 St.]	43
Anhang 2: [393-422 St.]	44
Anhang 3: [427-428 St.]	63
Anhang 4: [436-439 St.]	65
Anhang 5: [440 St.]	68
<i>Nachwort</i>	70

## *Hinweis*

Zur leichteren Lesbarkeit für jene Leser, die des Alt-Griechischen nicht mehr mächtig sind, hab' ich nachfolgend die im griechischen Alphabet zu schreibenden Ausdrücke ins lateinische ABC so übertragen, dass eine Rück-Übertragung weitgehend –wenngleich natürlich nicht gänzlich– gewährleistet ist.

Bedingt durch die Unvollständigkeit der Zeichenmenge auf meinem Schreibgerät, geb' ich Eta und Omega nicht, wie üblich, durch einen Balken über dem Vokal, sondern durch einen Punkt unter dem Vokal wieder; und die Tilde auf dem Vokal geb' ich –wie dies zumeist erfolgt– durch das Dächlein wieder.

Ansonsten dürfte in der Übertragung der griechischen Buchstaben in die lateinischen keine besonderen Neuigkeiten auszumachen sein.

Ungewohnt –wenngleich keinesfalls unpassend– ist es, dass ich die altgriechischen Personen- und Sachbenennungen in einer solchen Weise ins Lateinische übertrage, dass dabei die altgriechische Aussprache dieser Ausdrücke noch –innerhalb einer hinreichend kleinen Fehlergrenze– erraten werden kann.

Die Vorgehensweise, die mich zu dieser Aufgliederung von Pláton's Dialog „Kratylos“ geführt hat, erklär' ich im Nachwort dieser Schrift.

## Pláton

### Über die Richtigkeit der Bezeichnungen

[383 St.] (...) [Einige der Philosophen]<sup>1</sup> lehren, dass es für jedes Ding eine richtige –nämlich: eine aus der Beschaffenheit eines jeden einzelnen Dings<sup>2</sup> von selber hervorgehende– Bezeichnung gibt, und dass daher auf *keinen* Fall *das* als [richtiger] Name anzuerkennen ist, was einige [Leute] aufgrund ihrer Übereinkunft als Bezeichnung auf das betreffende Ding anwenden, nämlich: indem sie einen Brocken ihres eigenen Vorrats an Schall als Ausdruck für dieses Ding wählen. Vielmehr gibt es für jedes Ding eine –seiner jeweiligen Beschaffenheit entsprechende– Richtigkeit des Namens; und diese Richtigkeit ist dieselbe für jeden [Menschen], sei dieser nun ein Grieche, oder sei er ein Nicht-Grieche.

[384 St.] [Andere Philosophen<sup>3</sup> hingegen leugnen dies; und sie behaupten], die Richtigkeit der Namen beruhe auf nichts anderem als auf Übereinkunft und ständigem Gebrauch [gemäß dieser Übereinkunft]: Gibt man demnach irgendeinem Ding irgendeinen Namen, so sei dieser Name [dann] richtig [gebraucht], wenn man sich an diese Namensgebung hält. Und auch bei der Änderung des Namens –beispielsweise bei einem Sklaven– werde so verfahren; denn die Natur sei weit davon entfernt, für jedes [Ding und insbesondere für jeden Menschen] einen besonderen [und einzig ihm angemessenen] Namen hervorzubringen. Vielmehr sei ein Name die Frucht der gesetzlichen Übereinkunft und der Gewohnheit [im Gebrauch gemäß einer solchen Überein-

---

<sup>1</sup> Spätestens seit Protagóras wird unter jenen etwa hundert Athenern die Frage, ob es eine *richtige Sprache* gibt –die dann eben wohl das attische Ionisch oder zumindest eine gereinigte Form von ihr zu sein hätte, jedoch keinesfalls das Samskrta, das das nämliche von sich beansprucht hat–, oder hingegen, ob die unterschiedlichen Sprachen durch unterschiedliche Entwicklungen des Übereinkommens und des Sich-daran-Gewöhnens hervorgegangen sind, eifrigst diskutiert worden sein.

Pláton hingegen erweckt hier den Eindruck, als sei diese Thematik erst durch die Diskussion zweier Bekannter des Sokrátes entstanden und habe daher erst durch seinen –verjüngten und verfeinerten– Sokrátes ihre *Durchbesprechung* –ihre mit *Dialektik* erfolgte Lösung– erlangt.

Pródikos dürfte ein Vertreter eines –gemäßigten– Naturalismus der Lehre von den richtigen Bezeichnungen gewesen sein; daher war er für Pláton ein ernstzunehmender und daher unbedingt aus dem Weg zu schaffender Konkurrent.

<sup>2</sup> Ein Ding braucht bei Pláton *nicht unbedingt* eine *konkrete* Entität zu sein, und ist dies in der Regel auch nicht; denn er ist hauptsächlich an *abstrakten* Entitäten interessiert.

<sup>3</sup> Diese Anderen werden –neben den weniger bekannten Zeitgenossen des Sokrátes– vor allem Protagóras und Gorgias gewesen sein.

kunft], somit ein Wirken derer, die diese jeweiligen Namen und das Sich-Gewöhnen an sie eingeführt und bewirkt haben.

Nun, das [richtige] Verständnis von dieser Sache ist zwar schwer [zu ermitteln und zu gewinnen].<sup>4</sup>

{Ja, hätt' ich den Fünfzigdrachmenvortrag von Pródikos schon gehört, dessen Anhören, wie er selbst behauptet, einem die nötige Sachkenntnis darüber verleiht, so würdet ihr ohne weiteres alsbald die Wahrheit über die Richtigkeit der Namen erfahren. So aber hab' ich ihn nicht gehört, sondern nur den Eindrachmenvortrag. Ich weiß also nicht, wie es tatsächlich mit der Wahrheit hinsichtlich dieser Dinge steht.}<sup>5</sup>

[385 St.] Aber dennoch [und gerade deshalb] gilt es, sich darüber durch [ganz genaue] Überlegung Klarheit zu verschaffen.

Gesagt wird also, für jedes Ding sei der Name, dem man –der Einzelne oder der Staat– ihm beilegt, gültig: Wenn ich demnach das, was wir jetzt „Mensch“ nennen, von jetzt ab „Pferd“ nenne, und, was „Pferd“ heißt, nun „Mensch“, dann wird ein und dasselbe Ding vom Staat mit „Mensch“ und von mir mit „Pferd“ bezeichnet, und ein anderes, was ich mit „Mensch“ benenne, vom Staat mit „Pferd“: [Alle diese Bezeichnungen wären demnach gültig und damit richtig und wahr, nämlich: die einen für mich, und die anderen für den Staat.]

Nun gibt es jedoch die Ausdrücke „etwas Wahres reden“ und „etwas Falsches reden“. Demnach gibt es die wahre Rede sowie die falsche Rede.

Zudem ist doch diejenige [Rede] wahr, die das Seiende in seiner [tatsächlichen]<sup>6</sup> Beschaffenheit [beschreibt], wohingegen diejenige [Rede] falsch ist, die dem Seienden eine andere [ihm tatsächlich nicht zukommende] Beschaffenheit zuschreibt.<sup>7</sup>

Daher ist es möglich, durch die Rede das Seiende zu bestimmen.<sup>8</sup>

Ist nun eine Rede, als Ganzes genommen, wahr, so sind auch die Teile dieser Rede wahr, und zwar nicht nur ihre großen Teile, sondern auch ihre kleinen Teile.<sup>9</sup>

---

<sup>4</sup> Der folgende –von mir in geschweifte Klammern gesetzte– Absatz ist –aller Wahrscheinlichkeit nach– ein nachträglich erfolgter Einschub; denn er zerreißt seinen Argumentationsstrang: Entfernt man ihn, so hat man seine Argumentation wieder nahtlos hergestellt.

<sup>5</sup> Dem armen Plátōn war nicht der –aus der Fröhlichkeit hervorgehende– Humor, wohl aber der –auf der Bitterkeit gedeihende– Sarkasmus zu eigen.

NB: Plátōn verschweigt tunlichst, dass er in seiner Akademie seine eigenen Schriften durch seine Schüler –quasi als deren Schulgeld– durch mühevolleres Abschreiben hat vervielfältigen lassen, um sodann diese Kopien für gehöriges Geld zu verkaufen: Er hat somit *seine* Philosophie *gleichfalls* verkauft. Anderen hingegen wirft er vor, dass sie sich ihren Lebensunterhalt in ihren Privatschulen durch ihre Arbeit als Lehrer verdienen.

Wenn dies nicht Unehrlichkeit und Heuchelei ist, was ist dies dann sonst?!

<sup>6</sup> Statt „unverhüllt, wahr“ schreib' ich hier „tatsächlich“.

<sup>7</sup> Diese –wohl auf Prōtagōras zurückgehende– Definition des Wahrheitsbegriffs wiederholt Plátōn –auch da natürlich ohne Nennung seiner Quelle– im „Sophistes“.

<sup>8</sup> Somit ist diese hier ansetzende Argumentation Plátōn's noch entstanden, bevor die –von Euboulídes gefundene– Antinomie des Lügners in der Akademie Plátōn's bekannt geworden ist.

<sup>9</sup> Will man hier Einzelheiten nicht beiseiteschieben, so hat man sich zu überlegen, was er wohl mit „größere Teile“ und „kleinere Teile“ gemeint haben könnte. Ich gehe davon aus, dass Prōtagōras in seiner Lehre von der Sprache –durchaus in den drei Hinsichten von Syntax, Semantik und Pragmatik– in seiner Syntax einen klaren Unterschied zwischen den Ausdrücken [=

Nun gibt es aber keinen kleineren Teil der Rede als den Ausdruck.<sup>10</sup>

Also ist [–bei einer wahren Rede–] auch ein [in ihr enthaltener] Ausdruck ein Teil dieser wahren Rede; und somit ist dann auch dieser Ausdruck wahr.<sup>11</sup>

Und umgekehrt ist [alles das], was Teil einer falschen Rede ist, somit falsch.

Wenn demnach eine Rede [bei ihrem inneren oder äußeren Aussprechen] wahr oder [hingegen] falsch ist, dann ist auch [ein jeder in dieser Rede vorkommende] Ausdruck wahr oder [hingegen eben] falsch.

[Nun wird aber, wie gesagt, von einigen Philosophen –und ich will gleich einen solchen aufführen– dieses behauptet]:

»Für jedes Ding gilt der Name, den jeder Einzelne dafür als gültig erklärt. Denn jedem steht es zu, einem jeden Ding eben den besonderen Namen zu geben. So haben denn auch in den einzelnen Staaten einzelne Dinge [durchaus dann und wann] unterschiedliche Namen, und dies bereits in unterschiedlichen griechischen Staaten, [ganz zu schweigen von den sonstigen] nicht-griechischen Staaten [mit deren zumeist gänzlich anderen Ausdrücken].«

---

den als Bezeichnungen dienenden endlichen nicht-leeren Wortfolgen] und den Aussagen [deren elementare aus solchen Ausdrücken zusammengesetzt sind und deren komplexe durch logische Zeichen aus elementaren zusammengefügt sind] gemacht hat.

Ich gehe davon aus, dass Plátōn davon Kenntnisse besessen hat, und dies unabhängig davon, inwieweit er diese genau verstanden hat. Jedenfalls zielt seine folgende Argumentation auf die Verwischung des Unterschieds zwischen Ausdrücken einerseits und Aussagen andererseits ab.

Durch sein Zerstückeln der Argumentation gelingt es Plátōn, seinen Interpreten die Sicht von folgenden meta-logischen Tatsachen zu nehmen:

(a) Ich gehe davon aus, dass die Rede: „Nicht alle von Plátōn vorgetragene Argumente sind stichhaltig“ wahr ist; und ich habe zureichende Gründe für diese Vermutung, sodass sie im Sinne Plátōn's mein Wissen ist. Dann aber ist ein größerer Teil dieser Rede falsch, nämlich der Teilsatz: „Alle von Plátōn vorgetragene Argumente sind stichhaltig“.

(b) Wiewohl die Rede: „Nicht alle von Plátōn vorgetragene Argumente sind stichhaltig“ wahr ist, kann keine Rede davon sein, dass deswegen dann auch alle kleinsten Teile dieser Rede –die Wörter oder gar die Buchstaben– wahr sind; und –nach Sicht der Meta-Logik unserer Tage– ergäbe dieses zudem für keinen dieser kleinsten Teile –ohne extreme Verbiegung des in der Logik verwendeten Wahrheitsbegriffs– einen brauchbaren Sinn.

<sup>10</sup> Ich ersetze den Ausdruck „Wort“ im Sinne der Meta-Logik unserer Tage durch das Wort „Ausdruck“. Dabei ist ein Ausdruck eine sinnerstellende Zusammenfügung von Grund-Ausdrücken [≈ von Wörtern, ≠ von Worten!], wie etwa: „Fünfzig-Drachmen-Vortrag“ und „etwas Wahres reden“ und „derjenige Philosoph, der in der von ihm gegründeten Akademie bei Athen seine Schriften unvergütet durch seine Schüler hat abschreiben lassen, um diese Texte –und mit ihnen deren Inhalte– sodann im griechischen Sprachbereich zu verkaufen“.

<sup>11</sup> Ich bin mir hinsichtlich Plátōn hier gänzlich im Unklaren und benötige daher die Hilfe Anderer, um entscheiden zu können, welche der beiden Alternativen da gilt:

(a) Plátōn hat *nicht* das –beispielsweise dem Eukleídes sowie dem Aristotéles zu eigenintuitive Schlussvermögen besessen, um sich zu vergegenwärtigen, wie es um die Gültigkeit eines solchen Schlusses bestellt ist.

(c) Plátōn hat *durchaus* dieses intuitive Schlussvermögen besessen; und er hat daher auch gewusst, dass dieser Schluss nicht gültig ist. Dennoch hat er ihn vorgetragen, und dies in einer Art, dass seine Interpreten die Haltlosigkeit dieser Argumentation hat verborgen bleiben müssen, dass sie ihnen ein Verborgenes –eine An-Alethés– hat bleiben müssen.

[Zu erörtern ist hierbei, ob] für jedes vorgegebene Ding sämtliche Namen, die man für dieses Ding als geltend erklärt, *in Wirklichkeit gelten*, sowie, ob sie [deswegen] in Wirklichkeit gelten, *weil* man sie *als geltend erklärt*. [Um nun aber diese Erörterung durchführen zu können, ist vorab] zu klären, ob auch die *wirklichen* Dinge von *dieser* Art *sein* können, nämlich: ob ihr *Sein* für jeden Einzelnen ein *seiner* Art nach und daher *ihm* zu Eigenes ist.

Denn so meint dies ja doch auch Protagóras mit seinem Satz: „Aller Dinge Maß ist der Mensch“, [386 St.] dass also die Dinge, wie sie der Person b *erscheinen*, daher auch [für die Person b]<sup>12</sup> so *sind*, und wie sie der Person d *erscheinen*, daher auch [für die Person d] so *sind*, dass die Dinge somit keine feste Form des Seins haben.

Aber die Dinge *haben* eben *eine feste Form des Seins*.

Und so weit wird es wohl niemand kommen lassen, dass er nicht recht zu glauben vermag, es gäb' einen schlechten Menschen. Ich selber habe darüber jedenfalls meine Erfahrung gemacht, und dies oft genug; und daher bin ich davon überzeugt, dass es grundverdorbene Menschen gibt, und zwar in großer Anzahl. Allerdings sind mir auch makellose Menschen begegnet, wenngleich nur ganz wenige.<sup>13</sup>

[Zumindest hinsichtlich der Dinge *Grundverdorben* und *Makellos* haben die unter den einzelnen Dingen vor allem die einzelnen Menschen daher eine feste Form des Seins.]<sup>14</sup>

[Nun gilt aber unbedingt dieses]: Die durchgehend-makellosen [Menschen] sind durchgehend-vernünftig; und die durchgehend-schlechten [Menschen] sind durchgehend-unvernünftig.

Unter der Voraussetzung jenes Satzes des Protagóras, dem gemäß die Dinge so *sind*, wie sie einem jeden Einzelnen *erscheinen*, ist es daher nicht möglich, dass die einen unter den Menschen vernünftig *sind*, und dass die anderen unvernünftig *sind*.

Aber ich bin völlig überzeugt davon, dass es Vernunft *gibt*, und dass es Unvernunft *gibt*; daher ist [es im Sinne meiner Überzeugung]<sup>15</sup> unmöglich, dass Protagóras [mit seinem oben aufgeführten Satz] recht hat. Denn wäre für jeden [Menschen] *das* wahr, was ihm als [unverborgen und damit als wirklich] erscheint, dann wäre kein einziger von ihnen vernünftiger als sonst jemand. [Doch eben dies ist nicht der Fall.]<sup>16</sup>

---

<sup>12</sup> Wiederum weiß ich hinsichtlich der Frage nicht zu entscheiden, warum Plátōn diesen –philosophisch durchaus wichtigen und zudem entscheidenden– Zusatz weglässt:

(a) War es sein Mangel an Einsichtskraft und Genauigkeit?

(b) Hatt' es bei ihm darin durchaus nicht gefehlt, sodass er diesen Zusatz *bewusst vermieden* hat, und dies dann zu dem Zweck, um ...

<sup>13</sup> Vermutlich denkt er hier weniger an Sokrátēs als vielmehr an seinen Onkel Kritías und an seinen Liebling Díōn, von denen der eine in Athen und der andere in Syrakus Säuberungen durchgeführt hatte.

<sup>14</sup> Diese –aus dem vorangegangenen Satz nicht gültig erschlossene– neue Behauptung führt Plátōn hier zwar –was sehr geschickt ist– nicht auf, verwendet sie jedoch sofort hier wie auch nachher.

<sup>15</sup> *Dieser* Zusatz erscheint bei Plátōn natürlich *nicht*.

<sup>16</sup> Dieses Argument wird ohne jeden Zweifel den Beifall jener Athener, die am Tod der Protagóras schuldig gewesen sind, gefunden haben.

Es ist ja recht merkwürdig beim Ertrinken des Protagóras zugegangen; und Athens Magistrat hat es tunlichst unterlassen, diesen Fall zu untersuchen.

In gleicher Weise ist des Euthýdemos' Ansicht zu beurteilen, der gemäß Alles in Allem zugleich und allezeit zukommt.<sup>17</sup> Denn auch nach dieser Ansicht könnte nicht der eine tugendhaft und der andere schlecht sein, weil dann ja Allen in gleicher Weise und allezeit Tugendhaftigkeit sowie Schlechtigkeit zukommen würde.

Demnach kommt nicht allen Dingen alles in gleicher Weise allezeit zu; und es hat nicht jeder [Mensch] für sich über jegliches Ding seine besondere Wahrheit. Dann aber ist es klar, dass die Dinge selbst ihr eigenes und [dadurch auch] festes Sein haben, und dies nicht in Beziehung zu uns, [sondern unabhängig von uns als den sie im Wahrnehmen und Denken erfassenden], und auch nicht durch unsere [sich ständig ändernden] Vorstellungen bald nach dieser und bald nach jener Seite hin verzerrt, sondern: dass sie, ihrem eigenen Wesen entsprechend, sich an und für sich so verhalten, wie sie von ihrem Wesen her beschaffen sind.

Da sie von solcher Art sind, daher sind auch ihr [Wirken]<sup>18</sup> so beschaffen; und daher bilden sie eine bestimmte einheitliche Art des Seienden: Ihrem eigenen Wesen nach vollziehen sich ihr [Wirken], nicht jedoch nach unserem Dafürhalten. [387 St.]

[Nun hat man sich das Einwirken auf ein Ding so zu vergegenwärtigen]:<sup>19</sup>

Wenn wir einen Gegenstand zu zerschneiden vorhaben, dann dürfen wir diesen Schnitt nicht nach Belieben und auch nicht mit irgendeinem beliebigen Werkzeug ausführen; vielmehr haben wir dann den Schnitt gemäß der richtigen Art des Schneidens und seiner Wirkung durchzuführen, sowie mit einem Werkzeug, das zur Wesensart dieses Gegenstands passt.<sup>20</sup> Denn dann wird ein solcher Schnitt gelingen, weil wir dabei richtig verfahren; und dann werden wir von diesem Verfahren Nutzen haben. Wenn wir dabei hingegen wider seine Wesensart vorgehen, so werden wir daneben greifen und daher nicht das erwünschte [Wirken auf diesen Gegenstand] erzielen.

Und wenn wir vorhaben, einen Gegenstand zu brennen, so ist dieses Brennen gleichfalls nicht gemäß einer beliebigen Meinung vorzunehmen, sondern unbedingt gemäß der richtigen. Dieses [richtige Wirken] auf den Gegenstand erfolgt entsprechend seiner Wesensart mit Blick auf das Brennen und dessen [Wirkung] auf ihn; und das dem Gemäße gilt für das dabei zu verwendende Werkzeug.

Und in gleicher Weise verhält es sich bei den übrigen [Arten des Wirkens].<sup>21</sup>

---

<sup>17</sup> Diese –zum Zweck der raschen Widerlegung– verzerrt erfolgte Darstellung der Lehre des Euthýdemos bestand vermutlich darin, dass in jedem Ding alles an Eigenschaften *angelegt* ist.

<sup>18</sup> Ich ersetze „Tätigkeit“ durch „Wirken“.

<sup>19</sup> Bei Plátōn fehlt diese Hinzufügung; denn er erweckt den Eindruck, das nun Folgende ergäbe sich aus dem Vorangehenden. Aber ich kann ein derartiges Sich-daraus-Ergeben an dieser Stelle nicht erkennen.

<sup>20</sup> Apelt weist hier darauf hin, dass Plátōn beim Schneiden und Brennen an die beiden damals hauptsächlich chirurgischen Eingriffe denkt.

<sup>21</sup> Sehr oft wird von Plátōn dieses Doppel-Verfahren *Induktion–Deduktion* verwendet, indem zuerst aus geeigneten Beispielen induktiv auf den allgemeinen Zusammenhang und aus diesem sodann deduktiv auf einen [anderen] Einzelfall geschlossen wird.

Bei Plátōn ist die Anwendung dieses Doppel-Verfahrens unsauber durchgeführt; und das Ergebnis dieses Durchführens ist zudem uneinsichtig: Nur eine hinreichend schwammige Formulierung der Prämissen und ihrer Konklusion erweckt den Eindruck, es würde hier eine korrekte Anwendung dieses Vorgehens vorliegen; doch dieser Eindruck verschwindet spurlos, sobald –wie dies oben erfolgt ist– die Redeweise wenigstens ein kleinwenig präzisiert wird.

Nun ist aber das Reden ebenfalls ein Wirken. Daher wird der, welcher bei seinem Reden dieses nach seinem Belieben gestaltet, auf keinen Fall richtig reden.

Vielmehr wird man nur dann etwas [redenderweise] bewirken und [dann in diesem Sinn] wirklich reden, wenn man sein Reden so führt und mit solchen Mitteln führt, welche die Wesensart der Dinge, die durch die Rede dargestellt werden, in diesen beiden Hinsichten verlangt; führt man sein Reden jedoch nicht auf diese Weise, dann wird man danebengreifen und nicht das erwünschte [Beschreiben der in seinem Reden angesprochenen Dinge] erzielen.

Nun besteht ein Teil des Redens aus dem Benennen; denn durch Benennungen bringt man die Rede zustande.<sup>22</sup> Und da das Reden eine bestimmte Art des [Wirkens] auf die Dinge ist, daher ist auch das Benennen eine bestimmte Art des [Wirkens].

Nun hängt jedoch –wie sich ja klar ergeben hat– das [zum Erfolg führende Wirken] nicht von unserem Belieben ab, sondern wird durch die [jeweils eigene] Beschaffenheit [dieses Wirkens wie auch des Gegenstands des Wirkens] bestimmt. Also muss sich auch die [richtige und zu Einsichten führende] Benennung der Dinge nach *dem* richten, was die ihrem Wesen entsprechende Beschaffenheit des Benennens und Benanntwerdens sowie der Mittel dazu verlangt; *nur so* erzielen wir ein wirkliches Benennen. Denn dies ergibt sich zwingend aus dem bisher Dargelegten.

Was man zu schneiden gedenkt, das muss man mittels Etwas schneiden. Was man zu weben gedenkt, das muss man mittels Etwas weben. Und was man zu bohren gedenkt, das muss man mittels Etwas bohren. Demnach muss man, was man zu benennen gedenkt, mittels Etwas benennen.<sup>23</sup> [388 St.]

[Das Mittel zum Schneiden ist das Messer.] Das Mittel zum Bohren ist der Bohrer. Und das Mittel zum Weben ist das Webschiffchen. Das Mittel zum Benennen ist demnach der Ausdruck.

Demnach ist auch der Ausdruck eine Art Werkzeug.

Das Webschiffchen ist das Werkzeug, mit dem man webt; dabei vollzieht man [und bewirkt man] das Weben dadurch, dass man den Einschlag und die verworren zusammenliegenden Fäden der Kette zur rechten Anordnung bringt, indem man sie in richtiger Weise von einander trennt und auseinanderhält. Und von den in sonstigen Fällen zu verwendenden Werkzeugen sind die entsprechenden Beschreibungen anzugeben.

Welche entsprechende Beschreibung ist dann vom Ausdruck anzugeben? Was richten wir mit dem Ausdruck aus, den wir [in einer Rede] als Werkzeug zur Benennung verwenden?

Wir geben dadurch einander irgendeine Belehrung und unterscheiden so die Dinge nach ihren [wirklichen] Verhältnissen.<sup>24</sup>

---

NB: Dieses Doppel-Verfahren ist in der alt-indischen Philosophie sicherlich bereits in der vorbuddhistischen Zeit zu Anwendungen gelangt. In präzisen Anwendungen ist es uns aber erst in den Berichten über die Lehren des Buddha Śākyamuni greifbar.

<sup>22</sup> Ah! *Hier* unterscheidet Pláton –wie ich vermute und wie ich ihm zugute halte– zwischen *Benennen* und *Beschreiben* und in diesem Sinn zwischen *Ausdruck* und *Aussage*.

<sup>23</sup> Dies ist nun ein direktes induktives Argument, somit ein nicht-deduktiver Schluss.

<sup>24</sup> Hier begeht Pláton einen Kategorien-Fehler; denn diese Antwort auf seine Frage passt zwar für Aussagen [= für Reden], nicht jedoch für Ausdrücke [≈ Begriffe?].

Demnach ist der Ausdruck ein Werkzeug der Belehrung und des Auseinanderhaltens der Seinsverhältnisse, entsprechend dem Weberschiffchen für das [durch dessen Wirken zu erstellenden und zu schaffenden]<sup>25</sup> Gewebe.

Das [richtige Benützen des] Weberschiffchens gehört zur Weberkunde. Der Webekundige gebraucht daher sein Weberschiffchen auf *rechte* Art, wobei mit „rechte Art“ hier gemeint ist: *nach den Regeln der Webekunst*. Und der [in der Webekunst] Belehrende [-der die Weberkunde Lehrende-] wird den Ausdruck *recht* gebrauchen, nämlich: nach den Regeln der Lehrkunst, [dieses Lehrfach betreffend, hier somit: nach den Regeln der Weberkunde].<sup>26</sup>

Indem der Weber das Weberschiffchen zum Weben verwendet, gebraucht er dabei das Werk eines Drechslers; und ein Drechsler ist nicht jeder [beliebige Mensch], sondern nur einer, der die Kunst [des Drechsels] beherrscht.

Indem der Bohrende den Bohrer zum Bohren verwendet, gebraucht er dabei das Werk des Schmiedes; und ein Schmied ist nicht jeder [beliebige Mensch], sondern nur einer, der die Kunst [des Schmiedens] beherrscht.

Indem der Belehrende den Ausdruck [zum Belehren durch Aussagen] verwendet, wessen Werk gebraucht er dabei?

Es ist das *Gesetz*, das uns die Ausdrücke überliefert, die wir jetzt [in unseren Aussagen] verwenden; und dieses Gesetz ist des *Gesetzgebers Werk*.<sup>27</sup> Indem der Belehrende die Ausdrücke verwendet, verwendet er somit das Werk jenes Gesetzgebers. Dabei ist selbstverständlich nicht jeder [beliebige Mensch] ein Gesetzgeber, sondern nur ein solcher, der die Kunst [der richtigen Benennung] beherrscht.<sup>28</sup> Daher [hat man dafür Sorge zu tragen, dass] nicht jeder beliebige [Mensch] Ausdrücke [in die Sprache] einführt; denn dies ist die Aufgabe des [dieser Sache mächtigen] Wortbildners, [389 St.] somit ganz offensichtlich des Gesetzgebers. Dieser kommt unter den

---

<sup>25</sup> Insbesondere dieser Zusatz fehlt bei Pláton. Bringt man ihn –wie dies oben geschehen ist– zur Präzisierung seiner Analogie in seine Beschreibung ein, so wird dieses Gleichnis des Weberschiffchens –denn die anderen Beispiele taugen nicht so recht– durchaus *nicht* zu einer Begründung für das Benennen vor *vorgegebenem* Seienden, sondern eine für das im Vollzug des Benennens *erstelltes* und *geschaffenes* Seiendes!

Man wird sich hier zu fragen haben, warum Pláton denn kein –seiner Ontologie besser entsprechendes– Beispiel angeführt hat. Man möge dazu ihn selber fragen, nicht jedoch mich.

<sup>26</sup> Das versteh' ich so: Er wird die Ausdrücke nicht im verschwommenen alltäglichen Sinn, sondern als präzisen Fachbegriffe –angepasst an seine Weberkunde und durch sie bestimmt–gebrauchen, somit: gemäß Hilbert's Theorie von den Begriffen.

<sup>27</sup> Pláton lässt seine Leser hier –erfolglos– herumraten, wer den wohl dieser Gesetzgeber sein mag. Klar ist lediglich, dass damit nicht sein Einer Gott –sein Hersteller des Weltalls samt dessen Götter und Menschen– sein kann; denn pro Sprache gibt es jeweils einen Hersteller, wobei es aber neben der Sprache der Griechen auch die Sprachen der Nicht-Griechen gibt.

Dieser jeweilige Gesetzgeber muss daher in grauer Vorzeit beim Erstellen seines Volkes auch dessen Sprache erstellt haben; daher kommt Sólon –der Gesetzgeber Attikas, der keinesfalls der Ersteller des Volkes der Ionier war– hierfür nicht infrage.

<sup>28</sup> Hätte Pláton, seinem Selbstverständnis nach, die Kunst der richtigen Benennung beherrscht, so wär' er der sich anbietende Gesetzgeber gewesen, und dies dann eben nicht nur hinsichtlich der Sprache, sondern auch hinsichtlich des Volkes, das diese Sprache verwendet.

Pláton hat seinen Gesetzgeber schon eingangs eingeführt; siehe FN 106.

menschlichen Werkmeistern jedoch nur äußerst selten vor, sozusagen nur als eine ganz seltene Ausnahme.

Wonach richtet sich dieser Gesetzgeber bei seinem Festsetzen der [ursprünglichen Ausdrücke]?

Der Drechsler richtet sich beim Herstellen eines Weberschiffchens nach der Beschaffenheit dessen, was seiner Natur nach [als ein entsprechend zu formender Stoff] zum Weben bestimmt ist.

{Angenommen nun, einem Drechsler zerbricht bei seiner Arbeit [am Herstellen des Weberschiffchens beim Abschluss dieser Arbeit] eben dieses Weberschiffchen. Dann wird er, wenn er ein tüchtiger Mann ist, beim Herstellen eines neuen sich keinesfalls nach dem zerbrochenen richten, sondern vielmehr nach jenem Muster [-nach jener Vorgabe-], nach der er auch das zerbrochene angefertigt hat; dieses Muster können wir dann mit vollem Recht „das Weberschiffchen-an-sich“ bezeichnen. }

Nun sollen da [vom Drechsler] Weberschiffchen erstellt werden, solche zum Herstellen von groben und solche zum Herstellen von feinen Stoffen, solche zum Herstellen von leinenen und solche zum Herstellen von wollenen Gewändern, und was es da noch an derartigen Beschaffenheiten [der Gewänder-Stoffe] geben mag. Dann müssen zwar alle diese Weberschiffchen in sich jenes Muster als Bild enthalten; aber dabei muss [er] jedem einzelnen Weberschiffchen die [für dessen Zweck beim Weben an solch' unterschiedlichen Fäden] die jeweils beste Form geben, nämlich eine [dem richtigen Handhaben des Weberschiffchens beim Weben voll angepasste und daher] naturgemäße Form.<sup>29</sup>

Und mit den anderen Werkzeugen verhält es sich in gleicher Weise. Es gilt daher, die für jedes einzelne Ding die naturgemäße Form des Werkzeugs herauszufinden und sodann diese auf denjenigen Stoff anzubringen, aus dem dann das [benötigte] Werkzeug herstellt, und dies nicht etwa nach Belieben, sondern der Natur des Werkzeugs entsprechend. So hat man für jede einzelne [Art von] Gegenständen die dafür von der Natur bestimmte [Form und] Gestalt des Bohrers dem Eisen beizubringen, diesem Stoff, aus dem der Bohrer hergestellt wird, und desgleichen für jede einzelne [Art des Webens] die naturgemäße Form [und Gestalt] des Weberschiffchens dem Holz, diesem Stoff, aus dem das Weberschiffchen hergestellt wird; denn jede einzelne Art von Gewebe erfordert offensichtlich das ihr gemäße Weberschiffchen. Und das nämliche gilt auch bei allen übrigen [Werkzeugen].

Daher muss dann eben auch jener Gesetzgeber das einem Ding von [dessen] Natur zukommenden Ausdruck in die Schalle und in die [als solchen Schallen zusammengesetzten] Silben einzuprägen verstehen; und er hat sich bei der Bildung und Einführung eines jeden Wortes [für eine von ihm zu erstellende Sprache für eine vorgegebene Gemeinschaft von Menschen]<sup>30</sup> danach {-nach jenem *Ausdruck-an-sich* -} zu richten, um als ein wirklich zuständiger Hersteller von Ausdrücken zu wirken.

---

<sup>29</sup> Unbedingt hervorzuheben und lobenswert ist hier, dass Pláton *nicht* darauf abzielt, das Altgriechische als die *una sancta lingua* zu erweisen, sondern vielmehr das Tor zum gleichberechtigten Eintreten sämtlicher Sprachen öffnet!

Einen derartigen Relativismus hat man bei ihm eigentlich ja nicht zu hoffen gewagt.

<sup>30</sup> Man wird sich hier natürlich sofort -sei's auf Deutsch oder sei's in einer anderen Sprache des Denkens und Sprechens- fragen, in welcher Sprache nun jener Gesetzgeber die Ausdrücke

Nun führt zwar nicht jeder Gesetzgeber [einer Gemeinschaft von Menschen] sein dementsprechendes Werk an den gleichen Silben aus; aber dies darf uns nicht irre machen.<sup>31</sup> Denn in vergleichbarer Weise führt ja auch nicht jeder Schmied seine Form in die nämliche Art von Eisen ein, obwohl er das nämliche Werkzeug zu dem nämlichen Zweck anfertigt. Und dennoch hat jeder von ihnen, der sein Werk mit Blick auf die nämlichen Urform ausführt, mit dem Ergebnis seines Arbeitens das jeweils richtige Werkzeug hergestellt, [390 St.] auch wenn sie hierzu jeweils unterschiedliche Arten von Eisen verwenden, sei's bei unserem Volk der Griechen oder sei's bei einem Volk der Nicht-Griechen.

Daher wird, was unseren griechischen Gesetzgeber sowie die jeweiligen Gesetzgeber bei den nicht-griechischen Völkern betrifft, der griechische [nicht besser und auch] nicht schlechter dastehen als ein nicht-griechischer, solange ein jeder von ihnen einem jeglichen Gegenstand die ihm zukommende Ur-Form des Ausdrucks<sup>32</sup> zuordnet, gleichgültig, auf welche [Schalle und auf welche aus Schall-Folgen erstellt] Silben er sie anwendet.

Wer wird nun der berufene Kenner dafür sein, ob irgendeinem beliebigen Stück Holz die ihm hierbei zukommende Eigenschaft des Weberschiffchens eingepägt ist: der Drechsler als Verfertiger oder der Weber als Gebrauchender?

Da spricht doch jede Wahrscheinlichkeit dafür, dass der [kundige und erfahrene] Gebrauchende der berufene Kenner hierfür ist.

Für das Werk des Lyra-Herstellers ist der Gebrauchende jener, der sich darauf versteht, dem Verfertiger die besten Winke zu geben, und der zu beurteilen weiß, wie es sodann um die Tauglichkeit des erstellten Werks bestellt ist; und dieser die Lyra Gebrauchende ist der [geübte und erfahrene] Zither-Spieler.

Das Werk des Schiffherstellers wird am besten durch den [geübten und erfahrenen] Steuermann beurteilt.

Und wer wird dann das Werk des Gesetzgebers am besten überwachen und das fertige Werk [auf dessen Tauglichkeit hin] beurteilen, sei's hier bei den Griechen oder sei's bei den Nicht-Griechen?

Das ist jener, der davon Gebrauch macht, [und dies nicht irgendwie und nach Belieben, sondern in geübter und erfahrenen Art]. Dieser nun ist niemand Anderer als der, der sich auf das *Fragen und Antworten* versteht, somit: der *Dialektiker*.<sup>33</sup>

---

der zu erstellenden Sprache und die auf diesen Ausdrücken aufbauende Syntax und Semantik erstellt. Diese Frage stellt sich Pláton hier noch nicht, sondern erst gegen Ende.

<sup>31</sup> Nochmals: Ein „Hoch!“ auf Pláton, der Fremdsprachen als gleichberechtigt deklariert!

<sup>32</sup> Wie im Folgenden am Beispiel der Ausdrücke „König“ und „Herrscher“ dargelegt wird, mag es für ein und die selbe Ur-Form –in meinem Verständnis: der Intension des Ausdrucks, der Regel zum Gebrauch des Ausdrucks des geregelten Gebrauchs des Ausdrucks, des Sinngehalts des Ausdrucks– unterschiedliche Ausdrücke der gleichen Ur-Form geben, beispielsweise bei D: „menschliches Wesen“ und E: „human being“, nicht hingegen bei D: „Mensch“ und E: „man“, bei D: „Mann“ und E: „man“, bei D: „Freund“ und E: „friend“ [≈ „Bekannter“], und bei D: „Unternehmer“ und E: „undertaker“ [= „Leichenbestatter“].

<sup>33</sup> Hier nun lässt Pláton –endlich!– die Katze aus dem Sack: Der Gesetzgeber mag ein einzelner Machthaber sein –etwa: Dionýsios I oder Dionýsios II oder Kritías– oder eine Gruppe von Einzelnen –etwa: die Dreißig Tyrannen mit Kritías an der Spitze– oder gar eine Versammlung der

Der Zimmermanns Aufgabe ist es demnach, ein Ruder [zum Gebrauch beim Steuern eines Schiffs] herzustellen, dies jedoch unter Überwachung des Steuermanns, damit das Ruder nach dessen Fertigstellung auch seinen Zweck [zum Steuern seines Schiffs] erfüllt.

Des Gesetzgebers Aufgabe ist es jedoch, die Ausdrücke zu bilden, und dies unter Leitung eines dialektisch gebildeten<sup>34</sup> Mannes, damit die [vom Gesetzgeber erstellten] Ausdrücke dann auch tatsächlich ihren Zweck erfüllen.

Daran zeigt sich, dass das Bilden von Ausdrücken keine niedrige Kunstfertigkeit ist, die daher eine Aufgabe ist, die man keinesfalls kleinen Geistern oder gar den Nächstbesten übertragen kann.<sup>35</sup>

Und so ist die Behauptung, dass die Ausdrücke den Dingen von Natur aus zukommen, und dass nicht jeder Beliebige ein [geeigneter] Schöpfer von Ausdrücken ist, sondern *nur* ein *solcher* [Mensch], der auf den einem jeden Ding von Natur her zukommenden Ausdruck seinen Blick gerichtet hält,<sup>36</sup> und der imstande ist, die Form eines Dinges<sup>37</sup> in die Buchstaben und Silben, [aus denen der dieses Ding bezeichnende Ausdruck zu bilden ist], einzubringen und einzubilden.<sup>38</sup>

---

freien Bürger; aber: Was dann da beschlossen wird, das hat nur den Wert von Vorschlägen. Zum Gesetz wird dies erst, sowie es von Personen, die mit Pláton gleichwertig sind – doch ein solcher war für ihn wohl nicht in Sicht – beurteilt und genehmigt wird.

NB: Von einem deutlich höheren Ethos aus ist dies auch die Sicht des Kung-fu-zi gewesen: Auch er hat erklärt, er würde dann, wenn man ihm die Verwaltung eines Staates übertragen würde, als Erstes den fehlerfreien Gebrauch der [in der Politik gebrauchten] Ausdrücke [wieder] herstellen. Und ich darf hinzufügen: Insbesondere in den USA und in den von den USA politisch und militärisch abhängigen Staaten – wie etwa Deutschland – wär' es bitter nötig, einem Mann wie Kung-fu-zi die Regierungsgewalt zu übertragen!

<sup>34</sup> Der Ausdruck „dialektisch gebildeter“ ist natürlich zu verstehen im Sinne von: „sich auf geschicktes Fragen verstehender und zustimmende Antworten erwartender“.

<sup>35</sup> So zieht Pláton hier geschickt seine sprachphilosophische Bahn zwischen absolutem Naturalismus und absolutem Konventionalismus hindurch: Die – auf die wirklichen und absoluten Intensionen [= Unterscheidungen, ≈ Ideen] bezogenen – Ausdrücke sind zwar erstellt, aber gelten [im idealen Staat] nicht per Konvention, sondern per Gesetz.

<sup>36</sup> Der Blick ist demnach nicht nur auf den Ausdruck „Schönheit“, sondern auch auf den Unterschied von Schönheit [zu Nicht-Schönheit] zu richten, kurz und bündig [wenngleich nicht sonderlich präzise] gesagt: auf das Schöne-an-sich.

Somit kommt als Aufpasser beim Gesetzgeber nur jemand infrage, der – wie Pláton – alles An-sich-Seiende erblickt und daher für jede von ihnen den – auf die Griechen bezogen – zutreffenden [und damit richtigen bzw. wahren weil unversteckten] Ausdruck zu finden in der Lage ist.

<sup>37</sup> Wie gesagt: Für Pláton stehen – wie später für Frege – die konkreten Dinge und die abstrakten Dinge ontologisch auf einer Ebene. Hätte Pláton seine – noch nicht hier, sondern erst gegen Ende entworfene – Ideen-Lehre im Sinne Cantor's beschrieben, so hätte sich unter den Megarikern sicherlich ein Russell gefunden, der die Antinomien-Beladenheit dieser Lehre aufdeckt. So aber ist es dort nur bis zum *Argument des dritten Menschen* gediehen, hinsichtlich Pláton's Semantik allerdings durchaus zur *Antinomie des Lügners*.

<sup>38</sup> Hier hat Pláton's Argumentation einen natürlichen Abschluss. Wann er damit begonnen hat, diese Argumentation auf einer neuen Schiene weiterzuführen – ob schon nach einigen Monaten oder erst nach mehreren Jahren –, das ist nicht zu ermitteln. Klar ist jedoch, dass der Text bis dahin von der Akademie zum Verkauf angeboten worden ist; und zu vermuten ist, dass dann

[391 St.] Zwar wird niemand dieser Behauptung [mit zutreffenden Gründen] entgegnetreten können; und dennoch fällt es jetzt [recht vielen Lesern dieser Schrift] nicht leicht, ihr die volle Zustimmung zu gewähren.<sup>39</sup> Aber ich meine, sie werden ihr eher zustimmen, wenn ich nun klargestellt habe, was ich unter „naturgemäße Richtigkeit eines Ausdrucks“ verstehe.

Nun, ich habe [noch] keine [gesicherte] Meinung darüber. Vielmehr dürfen [die Leser] das nicht vergessen, was ich eingangs festgestellt habe, nämlich: dass ich über diese Sache nicht Bescheid weiß, sondern sie [im Niederschreiben dieses Textes] untersuche].

So viel müsste [den Lesern] im Verlauf der vorangegangenen Untersuchung doch bereits viel klarer geworden sein, nämlich: (1) dass der [richtig gebrauchte] Ausdruck eine naturgemäße Richtigkeit hat, und (2) dass das Verständnis zur richtigen Namensgebung für ein jegliches Ding keineswegs jedermanns Sache ist.

Um zu ermitteln, was es mit der Richtigkeit eines Ausdrucks auf sich hat, will ich daher die [vorhin begonnene] Untersuchung nun weiterführen.<sup>40</sup>

{Die richtigste Art von Erwägen wäre ja doch eine, die unter der Leitung eines *Sachverständigen* –bei gehöriger Bezahlung und Erweisen von Dankbarkeit an sie– durchgeführt wird. Diese Sachverständigen sind die *Sophisten*; und an sie ist Kallias, um selber als weise gelten zu können, ja viel Geld losgeworden. Und [ich], der [mir] mein väterliches Vermögen nicht zur Verfügung steht, müsste mich eigentlich nun an diesen wenden und ihn bitten, [mich] *so* über die Richtigkeit dieser Dinge zu unterweisen, wie er dies von Protagoras gelernt hat.

Aber [ich] will von dem Buch „Über die Wahrheit“ des Protagoras überhaupt nichts wissen. Denn seine darin aufgeführten Untersuchungen haben nicht den geringsten Wert; und daher kann ich mich mit ihnen nicht zufrieden geben.<sup>41</sup> (...) <sup>42</sup>

[392 St.] {Daher betrachte ich nun die Sache von folgender Seite: Angenommen, man wird gefragt: „Was ist richtiger: dass die Vernünftigeren [den Dingen] die Namen beilegen, oder dass dies die Unvernünftigeren erledigen?“; dann wird offenkundig darauf zu antworten sein: „Natürlich die Vernünftigeren!“. Und wenn weiter gefragt wird: „Sind nun deiner Meinung nach die Frauen die Vernünftigeren oder die Männer, [dabei von Einzelfällen natürlich abgesehen, sondern] beide Geschlechter im Ganzen betrachtet?“; so ist darauf zu antworten: „Die Männer!“ (...) Denn es gilt der –auf einen Mann bezogene– Satz von Hómeros, welcher lautet:

---

einige scharfsinnige Athener auf der Stelle Schwachstellen in der Argumentation moniert haben. Jedenfalls kann Pláton es sich in der Fortsetzung und Weiterführung nicht verkneifen, eine Portion Gift und Galle zu verspritzen.

<sup>39</sup> Hier scheint sich Pláton nicht darüber im Klaren zu sein, dass eine Behauptung nicht schon dann zu akzeptieren ist, wenn *jetzt* noch *kein* Opponent treffende *Gegengründe* vorträgt.

<sup>40</sup> In dem Text-Teil, den ich wiederum in geschweifte Klammern setze, zeigt Pláton, wie heftig Neid und Eifersucht sein Gemüt beeinträchtigen.

<sup>41</sup> Auch hier dürfte sich Pláton des Beifalls derer, die am Tod des Protagoras Schuld oder zumindest Mitschuld tragen, unbedingt sicher gewesen sein.

<sup>42</sup> Ich lass' oben Pláton's Begründung, die auf den Texten des Hómeros und der anderen Dichter fußen, beiseite, zumal sie Pláton breit ausgetreten darstellt.

„Denn er allein beschützte die Stadt und die Mauern im Umkreis!“  
[393 St.] [Und dieser Mann wird] mit „Inhaber“ [= „Héktor“] bezeichnet, jedoch dann und wann auch mit „König“ [= „Ánax“] beschrieben. Dies sind aber beides königliche Namen und bedeuten daher nahezu das selbe: Denn worüber einer König ist, dessen Inhaber ist er; darüber hat er Gewalt; das besitzt er; [und umgekehrt.] (...)

Ob die *gleiche* Bedeutung in *etwas anderen* oder in *gänzlich anderen* Silben zum Ausdruck kommt, das tut nichts zur Sache, wie auch, ob [in eine Silbe] ein Buchstabe *hinzugefügt* oder hingegen [aus ihr] einer *weggelassen* wird, solange nur das Wesen des Dinges, das sich in dem [Ausdruck] kundgibt, dabei seine Geltung behält.

Damit ist nichts Überraschend-Neues gemeint, sondern etwas, das sich bereits bei den Buchstaben selber zeigt: Sie werden mit Namen benannt, [d.h.: mit einfachen Ausdrücken], und zumeist nicht in der Form der eigentlichen Schalle selbst. (...) <sup>43</sup> Vielmehr bedienen wir uns zumeist des Zusatzes anderer Buchstaben und bilden so deren Namen; nur kommt es dabei darauf an, den betreffenden Buchstaben selbst mit in diesen Namen hineinzulegen. Wo dies erfolgt, hat es seine [naturgemäße] Richtigkeit des Namens, der den Buchstaben kundgeben soll, wie etwa „Alpha“ als Name für das  $\alpha$  sowie „Beta“ als Name für das  $\beta$ . Durch einen derartigen Zusatz wird [die naturgemäße Richtigkeit des Namens] nicht beeinträchtigt; denn es erfolgt dabei ja nicht, dass die Natur jenes Schalls in dem [um einige Buchstaben erweiterten] Namen nicht ausgedrückt wird. *Dass* aber dabei diese Natur im Namen ausgedrückt wird, *darauf* ist es dabei dem Gesetzgeber angekommen; und *so gut* hat er es verstanden, den einzelnen Buchstaben ihren jeweils richtigen Namen zu geben. (...) [394 St.]

In den Silben kann man sich allerhand Wechsel gestatten, und dies in einem Ausmaß, dass der Laie das, was tatsächlich das selbe ist, für verschieden hält, ganz ähnlich dem, wie uns die Heilmittel der Ärzte in vielfältiger Abwechslung der dazu mitverwendeten Farben und Düfte bei aller wesentlichen Gleichheit als verschieden erscheinen, während sie dem Arzt selber, dem sie auf die Wirkungskraft der Mittel ankommt, als dieselben erscheinen, ohne dass er sich dabei durch die Zusätze in die Irre leiten lässt.

So steht es, meiner Vermutung nach, auch mit dem des [Ausdrucks] Kundigen: Er hat das dabei jeweils Entscheidende im Blick; und er lässt sich keinesfalls dadurch beirren, dass da vielleicht ein Buchstabe zugesetzt oder umgestellt<sup>44</sup> oder weggelassen worden ist, oder wenn die eigentliche Bedeutung des [Ausdrucks] sogar mit völlig anderen Buchstaben ausgedrückt wird. [Entscheidend ist dann lediglich, dass auch in diesen anderen Buchstaben die Form des in diesem anderen Ausdruck auszudrückenden Dinges erscheint.] (...) <sup>45</sup>

[397 St.] Nachdem ich in meiner Untersuchung [in dieser Weise] auf bestimmte Grundformen gekommen bin, um [durch sie] zu erkennen, ob uns die Ausdrücke selber dafür Zeugnis ablegen, dass ihre Beilegung nicht ein Werk des reinen Zufalls ist,

---

<sup>43</sup> Von dem, was ich oben weglasse, geb' ich den interessanteren Teil im *Anhang 2* wieder.

<sup>44</sup> Man denke an Lateinisch: „periculosus“ und Spanisch: „peligroso“!

<sup>45</sup> Ich lass' oben einen mittel-langen Teil weg und bring' ihn –leicht gestrafft– in den *Anhang 2*. Denn er gehört nicht zu der im „Kratylos“ behandelten Fragestellung.

Vielmehr will Plátōn darin zeigen, dass er es in Fragen der Etymologie mit seinen Konkurrenten aufnehmen kann.

sondern dass ihr eine gewisse Regel und Richtigkeit zugrunde liegt,<sup>46</sup> gilt es nun, den Ausgangspunkt meiner weiteren Betrachtung, zweckdienlich zu gestalten. (...) <sup>47</sup>

[421 St.] „Der Kampf duldet keine Ausflüchte!“, um mit einem Sprichwort zu reden; somit gilt es [auch hier und jetzt], die [zu untersuchenden] Dinge mit vollem Mut ins Auge zu fassen. Dabei dürfen wir das Folgende auf keinen Fall übersehen:

Untersucht man [einen Ausdruck dahingehend], dass man die Ausdrücke ermittelt, aus denen er sich [mit Blick auf den für ihn zu ergründenden Sinn] zusammengefügt hat, und ermittelt sodann für diese [Ausdrücke in gleicher Weise] die diesen zugrunde liegenden Ausdrücke, und forscht sodann auch nach diesen, und treibt dieses Nachforschen weiter und weiter<sup>48</sup>, dann wird und kann dieses *so* geartete Ermitteln schließlich nicht mehr anwendbar sein und wird daher nun versagen.

[Dieses Untersuchen sei dabei in richtiger Weise erfolgt.] [422 St.] Wann wird aber dieses *so* geartete Untersuchen *aus gutem Grund* aufhören?

Dies wird offenbar dann eintreten, wenn man zu *den* Ausdrücken gelangt ist, die gleichsam die Grund-Ausdrücke<sup>49</sup> der übrigen Ausdrücke und Redeformen sind; denn von *diesen* lässt sich bei deren Vorliegen dann *nicht* mehr in gerechtfertigter Weise annehmen, sie seien aus anderen Wörtern zusammengesetzt.

So stellen wir z.B. fest, dass der Ausdruck „agathón“ [= „gut“] aus den Ausdrücken „agastón“ [= „bewundernswert“] und „thoós“ [= „schnell“] zusammengesetzt ist. Nun könnt' es vielleicht sein, dass auch der Ausdruck „thoós“ aus weiteren Bestandteilen zusammengefügt ist, und diese wiederum aus noch anderen. Stoßen wir aber dabei schließlich auf einen Ausdruck, der nicht mehr aus anderen zusammengesetzt ist, dann werden wir mit Recht sagen, dass wir nunmehr bei einem Grund-Ausdruck angelangt sind, den wir nicht mehr auf andere Ausdrücke zurückführen dürfen.<sup>50</sup>

Daher ist der Sinn eines jeden solchen Grund-Ausdrucks auf andere Weise zu ergründen; denn der Sinn eines jeden [abgeleiteten] Ausdrucks ergibt sich aus dem des jeweiligen Grundausdrucks, [aus denen er letztlich zusammengefügt ist].

Dabei muss ich sehr darauf achten, mich bei der Darlegung der Gesichtspunkte, die für die Erkenntnis der wahren Bedeutung der [-als Grund-Ausdrücke zu verwendenden-] ursprünglichen Ausdrücke infrage kommen, vor Torheiten zu bewahren. [Deswegen halt' ich daran fest], (1) dass es für jeglichen Ausdruck [genau] eine Rich-

---

<sup>46</sup> Pláton hat ursprünglich zweifellos auf ernsthafte Art Etymologie betreiben wollen.

<sup>47</sup> Es folgt nun Etymologien, von denen ich die wichtigeren Teile in den *Anhang 2* bringe.

<sup>48</sup> Ich schreibe „weiter und weiter“ anstelle von „ohne Ende“, dies mit Blick sowohl auf die Endlichkeit eines jeden menschlichen Forschens als auch auf Pláton's unmittelbar folgende Ausführung.

<sup>49</sup> Statt „Elemente“ schreib' ich „Ur-Ausdrücke“.

<sup>50</sup> Sollte Pláton diese Ansicht *nicht* von einem seiner angefeindeten Konkurrenten übernommen haben – doch davon geh' ich, nicht ohne guten Grund, eben aus-, so scheint er hier eine Art Axiomatik der Begriffe – unterteilt in Grund-Begriffe und in daraus [in –rekursiv zu erzielenden– endlich vielen Zwischenschritten daraus] ableitbaren Begriffen vorzustellen.

Und aus den –auf solche Weise gereinigten– Begriffen will er seine Grund-Sätze –Kant würde dies beurteilen mit: metaphýsisch– ableiten, und aus diesen sodann die [deduktiv] abgeleiteten Sätze.

tigkeit [des Ausdrucks hinsichtlich seines Sinns] gibt, [sei dieser nun ein Grund-Ausdruck oder sei er irgendeiner der abgeleiteten Ausdrücke, kurz:] sei er ein erster oder ein späterer, und (2) dass kein Ausdruck –als bloßer Ausdruck [und unter Außerachtlassung seines Sinns in der unterschiedlichen Sprachen]– irgendeinen Vorzug vor einem [mit gleichem Sinn verbundenen] anderen Ausdruck hat.

Nun besteht aber –wie ich dies vorhin dargelegt habe– die Richtigkeit eines jeden Ausdrucks darin, dass sie das Wesen des [durch ihn bezeichneten] Dinges erkennen lassen; und dieser Bedingung müssen in gleichem Ausmaß die ersten wie auch die späteren Ausdrücke genügen, damit sie [richtige Benennungen und somit] Namen sein sollen. Dabei sind die späteren –die [sinngemäß] nachfolgenden– zu dieser Leistung nur durch die jeweils früheren –die [sinngemäß] vorangehenden– in der Lage und fähig.

Die [sinngemäß] ersten Ausdrücke, denen keine [noch früheren] anderen Ausdrücke mehr zugrunde liegen, sie haben uns [von sich aus] so einleuchtend wie nur möglich das Seiende zu erschließen, damit sie [sinnvolle] Ausdrücke sein können.

[Hierzu hat man sich dieses zu vergegenwärtigen:]

Angenommen, wir besäßen keine Zunge [und keine Lippen] und überhaupt keine Stimme, wollten aber einander von den Dingen [und ihren Beschaffenheiten] Mitteilungen machen; dann würden wir doch –wie dies jetzt die Stummen tun– versuchen, uns mit Kopf und Händen und anderen Körperteilen Zeichen zu geben.

Denn [423 St.] wollten wir z.B. das Oben und das Leichte zum Ausdruck bringen, so würden wir die Hand zum Himmel heben, indem wir die Beschaffenheit des [durch diesen Körper-Ausdruck benannten] Dinges selbst nachahmten; und wenn wir das Unten und das Schwere ausdrücken wollten, so würden wir die Hand zur Erde senken. Und wollten wir das Laufen eines Pferdes oder eines anderen Tieres kenntlich machen, so würden wir unseren Körper und unsere Bewegungen so ähnlich wie möglich dem des betreffenden Tieres machen. Und das kann –wie mir scheinen will– auch garnicht anders erfolgen.

Auf diese Art also würde sich bei uns dann eine Kenntlichmachung von irgendeinem beliebigen Gegenstand ergeben: indem der Körper augenscheinlich diesen Gegenstand, von dem er Mitteilungen machen will, [diesem Gegenstand entsprechend] nachahmt.

Aber wir haben ja den Drang, durch Mund und Zunge und Stimme uns dies und jenes mitzuteilen; daher ist dann auch hier davon auszugehen, dass die von diesen Organen erfolgten Betätigungen sich *dann* als Kenntlichmachen irgendeines beliebigen Dinges darstellen, wenn dadurch eine Nachahmung von ihm zustande kommt.

Ein *Ausdruck* ist daher –wie mir dies aufgrund der hier nun erfolgten Untersuchung erscheint– nichts anderes als *eine durch die Stimme bewirkte Nachahmung des Gegenstands*, den der Nachahmende nachahmt und mit seiner Stimme als den Gegenstand seiner Nachahmung bestimmt.

Mit dieser [–ungefähren und daher nur vorläufigen–] Begriffsbestimmung ist die zu behandelnde Sache allerdings, wie mir scheint, noch bei weitem nicht in Ordnung gebracht. Denn sonst müssten wir zugeben, dass *jeder beliebige* Mensch, der Schafe und Hähne und sonstige Tiere nachahmt, damit diesen Lebewesen, die er so nachahmt, ihren Namen gibt; und *das* ist ja, wie gesagt, *nicht richtig*.

*Welche* Art von Nachahmung führt den dann zu einem *richtigen* Ausdruck?

Denn *erstens* will mir scheinen, dass dies *nicht* stattfindet, wenn wir die Dinge *so* nachahmen, wie dies in der Musik erfolgt, obschon es auch hier die Stimme ist, die durch den Klang der Instrumente von uns nachgeahmt wird; und *zweitens* wird es zu keiner Benennung [und damit zu keinem Ausdruck] kommen, wenn wir *diejenige* Beschaffenheit nachahmen, welche die Musik nachahmt.

Damit will ich dieses sagen: Jedes Ding hat seinen Schall und seine Gestalt; und manche Dinge haben zudem auch ihre Farbe. Wenn nun jemand *diese* Eigenschaften nachahmt, so ist für *diese* Arten von Nachahmung die Kunst der [richtig erfolgenden] Namensgebung offenkundig nicht zuständig; zuständig sind hier offensichtlich die Musik und die Malerei.

Zudem aber hat jedes Ding nicht nur seine Farbe und die anderen der soeben genannten Eigenschaften, sondern auch sein eigenes Wesen. Und zudem haben doch auch Farbe selbst und Schall selbst ihr jeweils eigenes Wesen, und so auch jedes Andere, dem man diese Bezeichnung des Seins [-d.h.: die Bezeichnung „Wesen“-] zugesteht. Könnte daher jemand eben *diese* Seite eines jeden Dinges –nämlich: sein *Wesen* – durch Buchstaben nachahmen, so würd' er dadurch dessen *eigentliches* Wesen offenlegen. [424 St.] Und so, wie der des Nachahmens von Stimmen Mächtiger als der Musiker und der als der des Nachahmens von farblichen Gestalten Mächtiger als der Maler anzusehen ist, so ist demnach der Nachahmer des Wesens eines Dinges der Gesuchte, nämlich: der *des Ausdrucks Kundige*. Dies ist wahr.

Daher ist nun hinsichtlich der Ausdrücke „rheîn“ [= „Strömen“], „iénaï“ [= „gehen“] und „schésis“ [= „Aufhalten“] zu ergründen, ob sie mit ihren Buchstaben [ihr Wesen, d.h.: das, was an ihnen seiend ist, somit:] ihr Seiendes erfassen, und dies auf eine Art, dass sie dieses Nachahmen. Dabei ist nun zu fragen, ob *diese* Ausdrücke die *einzigsten* ursprünglichen sind, oder ob es noch viele andere [Grund-Ausdrücke] gibt; aller Wahrscheinlichkeit nach gibt es noch *viele andere*, [deren Sinn nicht durch Zusammenfügen von anderen Ausdrücken zu ermitteln ist].

Wichtig –und daher vorrangig– ist es jedoch, die Einteilung dessen, was der Nachahmende zum Ausgangspunkt seines Nachahmens macht, [im Einzelnen ] zu ermitteln. Denn es sind Silben und Buchstaben, [aus denen das Sein nachgeahmt wird und] in denen die Nachahmung des Seins [daher] besteht. Daher ist es augenscheinlich das Richtigste, dass man zuerst die Schalle einteilt, demnach: dass man so vorgeht wie jene, die sich mit der Rhythmik befassen: die zuerst das Maß und den Klangwert der einzelnen Schalle zu ermitteln pflegen, sich sodann [dem Ermitteln des Maßes und des Klangwertes] der Silben zuwendet, und sich erst danach mit der Betrachtung der Rhythmen befasst, nicht jedoch bereits zuvor.

Hierzu muss man [aus den Schallen] zunächst die Vokale [= Selbstlaute] aussondern, sodann die Konsonanten [= Mitlaute], und schließlich die Mutä [= Stumm-laute]; denn so lautet darüber die Grundregel der hierin Sachkundigen. [Insbesondere] von den Vokalen hat man dann alle, die der Art nach voneinander verschieden sind, auseinanderzuhalten.

Und sowie man dies alles dergestalt eingeteilt hat, muss man zudem die Dinge, denen Bezeichnungen beizulegen sind, zutreffend einteilen, und dies alles natürlich unter der Voraussetzung, dass es für alle [Dinge in] geeigneten Beziehungen zu einan-

der stehen, die zudem den Lauten entsprechen, aus denen [–und daher: mit denen–] man [die Dinge] erkennen kann, und dass es bei ihnen bestimmte Klassen gibt, die den Klassen der [Selbstlaute sowie Mitlaute wie auch Stummlaute] gleichen und entsprechen.<sup>51</sup> Dies alles ist zu überdenken [und zu ermitteln].

Sodann muss man hinreichend geschult sein, um jedem [auszusprechenden] Buchstaben<sup>52</sup> –gemäß der bestehenden Ähnlichkeit [zu den Dingen]– in die richtige Beziehung [zu den betreffenden Dingen] zu setzen, wobei zwei Fälle zu berücksichtigen sind, nämlich: dass für *ein* Ding [zu dessen richtiger Bezeichnung] jeweils nur *ein* Buchstabe erforderlich ist, oder, dass für *ein* Ding ein Mischung aus *mehreren* Buchstaben benötigt wird. Dieses Verfahren gleicht dem eines Malers: Diese wenden nämlich, um die erwünschten Ähnlichkeiten zu erzielen, gelegentlich [unvermischte Farben] an, zuweilen aber auch ein gehöriges Gemisch aus Farben, (...), je nach den Anforderungen, die das betreffende Gemälde bezüglich der Farbgestaltung [an den betreffenden Maler] stellt.

In eben dieser Weise will ich die Buchstaben auf die Dinge beziehen, und zwar da, wo sich dies als zutreffend erweist, nur *einen* Buchstaben auf *ein* Ding, und ansonsten eine aus *mehreren* [Buchstaben zusammengefügte] Silbe auf *ein* Ding.

Durch das Zusammensetzen von [Buchstaben und] Silben entstehen [425 St.] Hauptwörter [= Substantive] und Zeitwörter [= Verben].<sup>53</sup> Und aus den Hauptwörtern und den Zeitwörtern erricht' ich ein –dem Gemälde der Malerei entsprechendes– schönes und einheitliches Gefüge, nämlich [die Aussage], die Rede; die Kunst jedoch, durch die ich dies bewirke, sie ist die Benennungskunst oder die Rhetorik, oder wie immer man sie bezeichnen mag.<sup>54</sup>

Doch nein! *Nicht ich* bewirke dieses! Ich ließ mich hier nur zu sehr vom *Strom meiner Rede* fortreißen. Denn diese uns nun vorliegenden Zusammenfügungen sind das Werk *unserer Vorfahren!*

*Wir* jedoch müssen, wenn wir mit *wirklicher* Sachkunde *alle* diese Dinge beurteilen wollen, bei unserer Betrachtung der Dinge diese Einteilung zugrunde legen, und dies [sogar] unabhängig davon, ob wir nun die ursprünglichen Ausdrücke [= die

---

<sup>51</sup> Pláton setzt also voraus, (1) dass er sprachabhängig die Schalle in der angegebenen Weise ordnen kann, (2) dass er zudem die –von ihm als sprachunabhängig gesetzten– Dinge in einer –der Ordnung der Buchstaben entsprechenden Art– geordnet zu ermitteln in der Lage ist, und dies zudem in sprachunabhängiger Weise, sowie, (3) dass er die Grund-Ausdrücke der Sprache –die natürlich sprachabhängig sind– irgendwie auf Nicht-Sprachliches beziehen kann.

<sup>52</sup> Ich vermeide oben nach Möglichkeit den Ausdruck „Schall“ da, wo dieser nicht der Terminologie der Akustik entspricht.

Daher benütz' ich an solchen Stellen den Ausdruck „Buchstabe“ anstelle von „Laut“. Denn die Buchstaben können ja nicht nur geschrieben, sondern auch ausgesprochen werden; und auf diese *attisch-ausgesprochenen* Buchstaben [des *alt-griechischen* Alphabets] kommt es Pláton hier ja doch an.

<sup>53</sup> Pláton hat die *ixē* Idee, alle [elementaren] Sätze besäßen die Form von „Theaítētos liegt“. Aber es gibt doch auch elementare Sätze der Art: „Theaítētos ist intelligent“ und „Theaítētos ist ein Mathematiker“, ganz zu schweigen von komplexen Sätzen wie etwa: „Theaítētos ist nicht ein Hochleistungssportler“ und: „Theaítētos ist intelligent, aber kein Hochleistungssportler“.

<sup>54</sup> *Hier* zumindest scheint Pláton ganz *konventionalistisch* eingestellt zu sein!

Grund-Ausdrücke] oder die späteren Ausdrücke [= die aus den Grund-Ausdrücken abgeleiteten Ausdrücke] richtig oder hingegen verkehrt bestimmt haben.

Die Ausdrücke jedoch anders [als durch Hauptwörter und Zeitwörter] miteinander zu verbinden, das verfehlt [das Ziel des Erstellens einer Rede und] bringt lediglich etwas Verkehrtes hervor.

Ich selber traue mir nicht die Kraft zu, diese vorhin genannte Einteilung durchzuführen. Aber ich will deswegen die Sache nicht ganz aufgeben. Und ich will für den Fall, dass ich dabei auch nur ein Körnchen Wahrheit zu finden imstande sein werde, meine Kräfte an ihr versuchen.

Zuvor aber werd' ich mich durch den Hinweis absichern, dass ich ohne die eigentliche Einsicht in die Sache diese lediglich durch eine Meinung eines Menschen enträtsele. Diesen Weg will ich wählen, dies mit der Versicherung, dass dann, wenn es überhaupt eine Regel des Unterscheidens [gleichermaßen von Buchstaben und von Dingen] gibt, nach dem ich oder sonst jemand hier vorzugehen hat, ich dieses daher hier anzuwenden habe, dass ich mich jetzt jedoch damit begnügen muss, die Sache so gut zu behandeln, wie dies jetzt eben nur möglich ist.

Ich befürchte zwar, dass es diesem oder jenem als lächerlich erscheinen wird, das sich die Dinge durch Nachahmung mit Buchstaben und Silben offenbaren;<sup>55</sup> doch es ist unvermeidlich, [hier nun den ersten Schritt zur Behandlung] dieser Sache [zu tun]. Denn wir haben nichts Besseres, auf das wir uns bei der Enträtse lung der wahren Bedeutung der ursprünglichen Ausdrücke beziehen könnten, {es sei denn, ich müsste –wie die Tragödiendichter,<sup>56</sup> wenn sie sich sonst nicht zu helfen wissen, zu den Maschinen, auf denen sie ihre Götter erscheinen lassen, ihre Zuflucht nehmen– mich aus der Sache ziehen mit der Versicherung, die Götter hätten diese ursprünglichen Ausdrücke eingeführt,<sup>57</sup> weswegen sie eben richtig seien. Das jedoch ist für mich nicht das beste [Vorgehen].}<sup>58</sup>

---

<sup>55</sup> Dies zeigt, dass Plátōn den Text geschrieben hat, als die Paradoxie des Dritten Menschen sowie die Antinomie des Lügners noch nicht entdeckt worden waren.

Höchstwahrscheinlich hat er zu diesem Text zunächst unfundierte Kritiken erhalten, auf die er dann durch etappenweise Erstellung des „Sophistes“ reagiert hat.

Hingegen hat er den dritten Teil des „Phaidros“ sowie den –für die Heimatfront gedachten– „Siebten Brief“ und die darin geäußerte Ansicht der sprachlichen Nicht-Erfassbarkeit der Dinge-an-sich mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit erst nach Bekanntwerden jener –seiner Ontologie störende– Paradoxie und jener –seiner Semantik aushebelnde– Antinomie verfasst.

<sup>56</sup> Typisch für Plátōn ist es, dass er die Namen derer, die er sarkastisch mit dem Nebensatz: „wenn sie sich sonst nicht zu helfen wissen“ beschreibt, ungenannt lässt. [Jedenfalls geh' ich davon aus, dass Plátōn nicht unfähig war, den Sinn dieser Tragödien zu erfassen:]

Die ins Ausweglose führenden menschlichen Lagen hatten damals Aischýlos und vor allem Euripídes –ein Vertrauter des Sokrátes– in ihren Tragödien so dargestellt, dass sie in der Tat durch Menschen nicht zu lösen gewesen sind, sondern –wenn überhaupt dann– nur durch das [nur im Theater erfolgende] Erscheinen eines Gottes [auf einer geeigneten Hebe-Maschine]: apo mēchanēs theos [:G, L: deus ex machina].

<sup>57</sup> Ob Plátōn nicht bemerkt hat, dass er dadurch eine –versteckte– Kritik an die Himmelsreise des Parmenídes anbringt, das dürfte kaum noch zu ermitteln sein. Wenn er dies aber bemerkt –und damit auch gewollt– haben sollte –was ich, ohne dafür Gründe angeben zu können, als

Und auch dieses Vorgehen eracht' ich als minder, nämlich: wir hätten die ursprünglichen Ausdrücke von bestimmten Nicht-Griechen übernommen, wobei diese Nicht-Griechen älter seien als wir Griechen.<sup>59</sup> [426 St.]

Aber auch dieses Vorgehen [zeugt nicht von Einsatzbereitschaft], nämlich: das hohe Alter dieser Ausdrücke erlaub' es nicht mehr, sie zu ergründen.

{Denn alle diese –noch dazu zweifellos ausgeklügelten– Ausflüchte ziemen sich dem, der die wahre Bedeutung der ursprünglichen Ausdrücke nicht ausfindig zu machen bereit ist.} Wär' es nämlich –aus welchem Grund auch immer– nicht möglich, die wahren Bedeutungen der ursprünglichen Ausdrücke zu ermitteln, so wär' es ja dann auch ganz unmöglich, die Bedeutungen der späteren Ausdrücke zu erkennen, dieses nämlich, weil die späteren Ausdrücke [deswegen, weil sie, als abgeleitete Ausdrücke, aus den ursprünglichen Ausdrücken –aus den Grund-Ausdrücken– ihren jeweiligen Sinn und ihre jeweilige Bedeutung erhalten], zu ihrer Erklärung die Erklärung der ursprünglichen Ausdrücke benötigen. {Von diesen jedoch verstehen jene, [die derartige Ausflüchte verlauten lassen], dann eben nichts. Dabei liegt es auf der Hand, dass jemand, der sich hinsichtlich dieser Beziehung [zwischen den Ausdrücken und den durch sie benannten Dingen] als Sachverständiger ausgibt, als erstes und dabei am klarsten über die Grund-Ausdrücke Bescheid zu geben in der Lage sein muss; denn andernfalls wird er über die [aus ihnen] abgeleiteten Ausdrücke nur leeres Gewäsch vortragen. Und darüber müsste er sich eigentlich doch im Klaren sein!}

Nun, die Gedanken, die ich mir über die ursprünglichen Ausdrücke gemacht habe, erscheinen auch mir [noch] von Willkür durchzogen<sup>60</sup> und daher als nicht [durchgehend wissenschaftlich-]ernst zu nehmende; dennoch will ich sie nun mitteilen. Und wem es dann gelingen wird, die Sache besser zu beschreiben, der möge mich an seinem Wissen teilhaben lassen.

Als erstes [befass' ich mich mit] dem Buchstaben Rho; und dieser kommt mir wie ein Werkzeug der Bewegung vor.

Der Ausdruck „κίνησις“ [= „Bewegung“] muss daher [in seinem Zustandekommen] erklärt werden.: Klar ist, dass er die Bedeutung von „ίέσις“ [= „Gehen“] hat, dieser alten –und richtigen– Form des Ausdrucks aus unserer Sprache; denn in alter Zeit war bei uns [noch] nicht das Eta üblich, sondern [ausschließlich] das Epsilon. Doch ist [bei uns in der Zwischenzeit] das Fremdwort „κίειν“ [= „Gehen“] [üblich geworden. Durch Zusammenziehung beider Wörter, verbunden] mit der Veränderung des Epsilon zu Eta und dem Einschleichen des Buchstaben Ny, ist es dann –über „κίεινίσις“– zu

---

wenig wahrscheinlich erachte–, so müsste dieser Teil seiner Schrift „Kratylos“ noch deutlich vor seiner Hinwendung zu seinem Vater Parmenίδης –und damit deutlich vor dem „Sophistes“– verfasst worden sein.

<sup>58</sup> Ganz ähnlich schreibt auch Kant in seiner Dissertation, *dies* in einem Nebensatz: „quia viam sternit philosophiae pigrorum“ [= „was den Weg zu einer Philosophie der Faulen ebnet“].

Mit den Argumenten in seiner „Kritik der reinen Vernunft“ versucht er dann ein Jahrzehnt später, einer Philosophie der Nicht-Faulen den Weg zu bahnen.

<sup>59</sup> Ob die Sprachphilosophen, die Πλάτων –leider!– auch hier ungenannt lässt, dabei an die vor-griechischen Sprachen *in* Griechenland gedacht habe: *das* zu wissen, das wäre nicht schlecht!

<sup>60</sup> Dies meint Πλάτων ernst, wie es sich sogleich bei seiner etymologischen Behandlung des Ausdrucks „Bewegung“ zeigen wird.

„kínēsis“ zusammengezogen worden.<sup>61</sup> Und der Ausdruck „stásis [= „Stillstand“] bedeutet das Nicht-der-Fall-Seins des Gehens.

Der Buchstabe Rho war also, wie gesagt, für den Namengeber ein treffliches Werkzeug, um [damit im zu erstellenden Ausdruck] die größtmögliche Ähnlichkeit mit der Bewegungskraft zu erzielen; jedenfalls hat er ihn vielfach<sup>62</sup> zu diesem Zweck verwendet.<sup>63</sup>

Denn er ahmt in „rheîn! [= „strömen“] und „rhoé“ [= „Strömung“] unmittelbar durch diesen Buchstaben die Bewegung nach, und auch in „trómos“ [= „Zittern“], in „trachý“ [= „rauh“], ferner in „krouéin“ [= „schlagen“], in „thraúein“ [= „reiben“], in „ereíkein“ [= „reißen“], in „thryptein“ [= „brechen“], in „kermatízein“ [= „bröckeln“], und in „rhythmbeîn“ [= „drehen“]: Alles das gibt er zumeist bildlich wieder durch den Buchstaben Rho.

Denn er bemerkte –wie ich glaube–, dass die Zunge dabei fast garnicht zum Stillstand kommt, sondern vielmehr in stärkster Schwingung ist.<sup>64</sup> Daher hat er –wie mir scheint– sich dieses Buchstabens für diesen Zweck bedient.

Des Buchstabens Iota bediente er sich sodann für alles<sup>65</sup> Feine; denn das Iota kann am besten durch alle [Aufeinanderfolgen von Buchstaben] eindringen. [427 St.] Daher bringt er in „iénaí“ [= „Gehen“] und in „híesthai“ [= „Eilen“] diese [feinen Arten des Bewegens] durch das Iota zum Ausdruck.

Die Buchstaben Phi und Psi sowie Sigma und Zeta werden mit einem vernehmbaren Hauch ausgesprochen. Daher hat der [Namengeber] sie zur nachahmenden Be-

---

<sup>61</sup> Erstaunlich ist hierbei, dass bei beiden Wortwurzeln das Rho *fehlt*.

Plátōn übergeht diese Sache mit Stillschweigen.

Und es macht ihm wenig später nichts aus, Ausflüchte zu der Behauptung zu treffen, hier liege ein Fremdwort vor, somit: ein Ausdruck aus einer nicht-griechischen Sprache.

Diese Inkongruenz auf so engem Raum ist *dann* leicht zu erklären, wenn man das Folgende annimmt: Er hat jenen Absatz oben erst später –nachdem ihm bestimmte Einwände vorgehalten worden sind– eingefügt. Dabei hat er in diesem handschriftlich verfassten Text dann eben das eine oder andere an Korrekturen, die ein solcher Einschub nach sich zieht, übersehen.

<sup>62</sup> Den Ausdruck „vielfach“ hätte Plátōn *hier* –wie auch sonst in solchen Zusammenhängen– *besser nicht* verwenden sollen; denn er schimpft gegen Ende des vierten Teils gegen eine solche Verwendung.

<sup>63</sup> Plátōn spricht hier zwar endlich wieder vom *Namengeber*, lässt dabei den *Gesetzgeber* jedoch *unerwähnt*.

<sup>64</sup> Demnach ist in Attika seinerzeit das Rho [noch] rollend ausgesprochen worden, wie jetzt noch im südostdeutschen sowie im slawischen Sprachbereich, und nicht aus dem –vom zahnlosen Ludwig XIV notgedrungenerweise erzeugten– Schall [bzw. Geräusch], das zu dessen Lebzeiten dem „ch“ ähnlich war und das gegenwärtig in Deutschland zumeist dem „h“ ähnelt.

Wieso die Römer das Rho mit „rh“ wiedergegeben haben, darüber kann man nur rätseln. Ich rate so: Die griechischen Großhändler waren Seefahrer; und bei vitaminloser Ernährung auf hoher See kann man leicht Skorbut bekommen. Ein Zahnloser aber kann des Rho nicht mit gut rollender Zunge aussprechen. Die Römer –als Landvolk– hatten aber –bevor sie sich nach Süditalien hin ausbreiteten– an Griechen nahezu ausschließlich mit seefahrenden Großhändlern Kontakt.

Ich hänge nicht an dieser Erklärung; und wenn sie falsch ist, dann stört sie nicht Anderes.

<sup>65</sup> Hier steht „alles“ und nicht „vielfach“.

nennung alles dessen verwendet, was von eben dieser Art ist, demnach für „psychrón“ [= „Frostiges“], für „zéon“ [= „Zischendes“], für „sefésthai“ [= „Wanken“], und auch für „seismós“ [= „Erschütterung“].

Und wenn er, der Namengeber, irgendwo das Windartige nachahmt, da bringt er –wie es scheint– überall zumeist<sup>66</sup> derartige Buchstaben zur Anwendung.

Dagegen scheint er die Eigenart der Buchstaben Delta und Tau mit ihrem Andrücken und Anpressen der Zunge als geeignet für die nachahmende Benennung gemäß „desmós“ [= „Binden“] und „stásis“ [= „Stillstehen“] gehalten zu haben.

Ferner hat er bemerkt, das beim Lambda die Zunge am meisten gleitet; und deswegen hat er diesen Buchstaben verwendet, um damit das ihm ähnelnd Glatte und Fette zu bezeichnen, wie in „léion“ [= „Glattes“], in „olisthánein“ [= „Gleiten“], jedoch auch in „liparón“ [= „Fettes“], in „kollôdes“ [= „Leimartiges“], und desgleichen in ähnlichen Begriffen.

Weil aber beim Gleiten der Zunge die Eigenart des Gammas sich geltend macht, deswegen hat er mit diesem Buchstaben alles das nachgeahmt, was wir jetzt mit „glíschron“ [= „Schlüpfriges“], mit „glyký“ [= „Süßes“] und mit „gloiôdes“ [= „Klebriges“] bezeichnen.

Beim Ny hat er das innere Wesen dieses Buchstabens gesehen; und daher hat er ihn zum Bezeichnen von Innerem verwendet, wie in „éndon“ [= „drinnen“] und „entós“ [= „innerhalb“]. So hat er durch diesen Buchstaben die Wirklichkeit wiedergegeben.

Das Alpha sowie das Eta sind –als Buchstaben– groß. Daher hat er das Alpha in „megálo“ [= „Großes“] auf das Große und das Eta in „mékei“ [= „Länge“] auf die Länge bezogen.

Für das Runde jedoch ist ihm als Zeichendes Omikron erwünscht gewesen; und daher hat er es [sogar] in diese Bezeichnung „Omikron“ selber gleich zwei Male eingebracht.

Und das nämliche Verfahren scheint der Namengeber auch in den sonstigen Fällen eingehalten zu haben, nämlich: indem er gemäß [der Art] der Buchstaben und der Silben einem jeden Ding seine Bezeichnung und damit seinen Namen gegeben hat, und indem er aus diesen Buchstaben und Silben dann die übrigen Ausdrücke –unter Verwendung eben dieser Zeichen zum Zweck der Nachahmung– zusammengesetzt [und miteinander verschmolzen] hat.

Das ist es –meiner Sicht der Dinge nach–, was es mit der Richtigkeit der Ausdrücke auf sich hat.<sup>67</sup> (...)

---

<sup>66</sup> Hier steht nicht „überall“, sondern „überall zumeist“!

<sup>67</sup> Dies ist der natürliche Abschluss, den Pláton diesem dritten Teil –den er, wie ich vermute, irgendwann dem zweiten Teil hinzugefügt hat– gegeben hat.

Den nachfolgenden –eher etwas chaotischen– vierten Teil hat er irgendwann –und aus welchen Erwägungen heraus auch immer– diesem dritten Teil angehängt.

Dabei hat er diese Teile –stilistisch durchaus geschickt– mit viel *Geplausche* –heute sagt man dafür: mit *small talk*, und er selber würde sagen: mit *leerem Gewäsch* – mit einander passabel verknüpft.

Wann er die etymologischen –und mit Seitenhieben auf die ungeliebten Kollegen durchsetzten– Texte geschrieben und sie in den dritten Teil eingefügt hat, darüber kann ich nicht ein-

[428 St.] Mir scheint, dass eine abermalige Überprüfung der Zulässigkeit meiner Auffassung erforderlich ist. Denn Selbsttäuschung ist das schwerste aller Übel: Wenn wir nämlich den Täuscher keinen Schritt fern von uns, sondern stets unmittelbar in uns haben, ist solches nicht trostlos?<sup>68</sup> Es gilt also, meiner Meinung nach, sich immer wieder zurückzuwenden zu den früher aufgestellten Begründungen, und sich auf diese Weise zu bemühen, nach des Dichters<sup>69</sup> Wort zugleich vorwärts und rückwärts zu schauen.<sup>70</sup> Daher will ich jetzt nochmals meine Auffassung in den Blick nehmen.

Die Richtigkeit des Ausdrucks –so hab' ich behauptet– besteht darin, das Wesen einer Sache kundzutun.

Und diese Behauptung eracht' ich mit Entschiedenheit als zutreffend.

Daher dienen die Ausdrücke dazu, uns zu belehren.

Dies alles versteh' ich als eine Kunst; und es gibt einen Meister dieser Kunst:

[429 St.] Dieser ist der Gesetzgeber,<sup>71</sup> wie ich dies gleich anfangs festgestellt hatte.

Gleich den anderen Künsten findet sich auch diese Kunst unter den Menschen. Ich meine dies so: Es gibt doch bessere wie auch schlechtere Maler; und die besseren Maler erstellen bessere Werke, wohingegen die schlechteren Maler schlechter liefern. Und in gleicher Weise stellen die besseren Baumeister schönere Häuser her, und die schlechteren eben hässlichere.

[Doch an dieser Stelle ist es angebracht, auf den folgenden Einwand, der mir zu Ohren gekommen ist, genauer einzugehen:]

»[Zwar liefern von den Herstellern physischer Werke die einen schönere und die anderen unschönere Werke; aber] bei den Gesetzgebern sieht die Sache anders aus. Denn unter diesen gibt es nicht den Unterschied zwischen besseren und schlechteren Gesetzgebern; und deswegen ist bei den Ausdrücken auch nicht die jeweilige Benennung hier zwar schlechter, dort hingegen besser gelungen. Vielmehr sind alle Ausdrücke –in dieser Eigenschaft als Ausdrücke– *richtig*. Wenn also beispielsweise jemand auf den Namen „Hermogénes“ [= „Hermês-Nachfahre“] hört, aber nicht von Hermês abstammt, so gilt nicht, dass er diesen Namen zu Unrecht führt; vielmehr gilt dann, dass er ihn überhaupt nicht führt, sondern ihn nur zu führen scheint. Denn ein solcher Name gehört nur einem solchen, der das [diesem Namen] entsprechende Wesen besitzt, sodass dann [dieser Name] auch zugleich sein Sein offenbart.

Man behauptet daher dann von jemandem, der auf diesen Namen „Hermogénes“ hört, aber [–weil er kein Abkömmling des Hermês ist–] diesen Namen garnicht führt,

---

mal eine vage Vermutung aufstellen, und auch nicht darüber, warum er damit ausgerechnet diesen dritten Teil –in dem übrigens, anders als im ersten und im zweiten Teil, der Gesetzgeber ganz außer Betracht bleibt– so unschön auseinandergerissen und damit die rote Linie seiner Argumentation zunichte gemacht hat.

<sup>68</sup> Diese Aussage jedenfalls hat sich offenkundig vom *historischen* in diesen *platonischen* Sokrates hinübergerettet.

<sup>69</sup> Leider weiß ich weder, um welchen Dichter, noch, um welches Wort von ihm es sich hier handeln mag.

<sup>70</sup> Bei den Römern war dies der Gott Januarius, der nach dem Beginn der Zunahme der Tageslänge mit dem *einem* Gesicht vorwärts und mit dem *andern* rückwärts hat schauen können.

<sup>71</sup> Ah! *Hier* wird endlich der schon lange vermisste *Gesetzgeber* wieder ins Spiel gebracht!

dann, wenn man ihn als Hermogénes hinstellt, nicht einmal die Unwahrheit; denn da er dann ja kein Hermogénes ist, deshalb ist es dann auch nicht möglich, zu behaupten, er sei es.<sup>72</sup> Es gibt Viele, die dieses so sehen.<sup>73</sup>

Und es ist ja doch auch garnicht möglich, beim Aussagen nicht das Seiende zu behaupten; denn „lügen“ heißt doch soviel wie: „das Nichtseiende sagen“.

Aber mehr noch: Nicht einmal aussagen kann man Nicht-Seiendes.

Denn angenommen, der Kratylos wäre jetzt nicht hier, sondern irgendwo in der Fremde, und jemand würd' ihn die Hand reichen und begrüßen mit: „Willkommen, Fremder aus Athen, Hermogénes!“, dann richtet [jener Mensch zwar einen Gruß aus], behauptet jedoch nichts [über den so Angesprochenen] und sagt auch nichts [über ihn aus], [430 St.] sondern redet nur ganz ins Blaue hinein. Was er äußert, das ist weder wahr noch falsch; er gibt vielmehr nur leeren Schall von sich, vergleichbar damit, dass man einen leeren Eisenkessel durch Stöße in Schwingungen versetzt.«

Vielleicht versteh' ich den Sinn dieses Einwands nicht recht, während jene, die ihn vortragen, dann womöglich Recht haben. Aber ich will einen Ausgleich mit dieser Anschauung zu erreichen versuchen. [Hierzu hat man sich dann dieses zu vergegenwärtigen:]

Ich gehe davon aus, dass es einen Unterschied gibt zwischen einem Ausdruck und dem Ding, [das dieser Ausdruck benennt und] dem dieser Ausdruck daher als Name zukommt. Und ich bestehe darauf, dass der Ausdruck [–als Name und daher als Benennung–] eine Nachahmung des [durch ihn benannten] Dinges ist.

Und fest steht zudem auch, dass ein jegliches Gemälde die Nachahmung gewisser Dinge ist.

Nun ermöglichen diese beiden Arten von Nachahmungen –die Gemälde einerseits und die Ausdrücke andererseits– eine Zuteilung und Zuweisung an solche Dinge, deren Nachahmungen sie sind. Daher kann man das Bild des Mannes dem Mann und das der Frau der Frau zuweisen. Natürlich kann man auch das Bild des Mannes der Frau und das der Frau dem Mann zuweisen. Aber von diesen Zuweisungen [von Abbildendem auf Abgebildetes] ist nur die eine richtig [erfolgt], nämlich: die, welche einem jeden [Gemälde] das ihm Zugehörige und ihm Ähnliche zuweist.

Um es in dieser Besprechung nun nicht zu einem Kampf (...) <sup>74</sup> kommen zu lassen, ist dieses zu beachten:

---

<sup>72</sup> Dies entspricht der Sprachphilosophie –nicht des Herákleitos sondern– des Parmenídes!

Angenommen, Plátōn's Daímōn hätte sich bei der Abfassung *dieser* Stelle in seinem Dialog „Kratylos“ derart heftig geregt, dass Plátōn ihn hätte beruhigen müssen: Mit welchen Worten hätt' er ihn dann wohl beruhigt? Mit fallen zwei mögliche Ausflüchte ein: (a) „Das ist doch nur ein Scherz von mir!“; und (b) „Ich habe hier den Kratylos verjüngt und verfeinert!“

NB: Im –offenbar zwar später, aber wohl nicht sehr viel später verfassten– Dialog „Sophistes“ sieht sich Plátōn genötigt, genau an diesem Punkt eine –ihm zu Herzen gehende– Korrektur an der Lehre seines geistigen Vaters Parmenídes anzubringen.

<sup>73</sup> Plátōn hat eben diese Behauptung bereits dem Euthýdēmos –in dem gleichnamigen frühen Dialog „Euthýdēmos“– in den Mund gelegt.

Offenbar ist dies eine Absetz-Bewegung vom –sicherlich nicht allzu großen– Kreis von Athener Anhängern der Lehre des Parmenídes: Plátōn sah sich –zu Recht, wie ich unterstreichen möchte– genötigt, des Prōtagóras' Lehre von der Wahrheit *nicht völlig* außer Acht zu lassen.

Eine derartige [-die Ähnlichkeit mit einbeziehende-] Zuweisung bei beiden Arten der Nachahmung -bei den Gemälden sowie bei den Ausdrücken- erklär' ich als *richtig*; bei den Ausdrücken erklär' ich sie zudem nicht nur als richtig, sondern zudem auch als *wahr*. Die andere [-die gegensätzliche-] Zuteilung jedoch erklär' ich für *nicht richtig*; und bei Ausdrücken erklär' ich sie darüber hinaus auch als *falsch*.

[Dem wird mir nun von solchen Streitsüchtigen, die meine Gründe nicht einzusehen vermögen, zweifellos dies entgegengehalten werden:]

»Das unrichtige Zuteilen mag für Gemälde dann und wann zutreffen. Bei den Ausdrücken ist jedoch immer von der vollen Richtigkeit [des Zuteilens von Ausdrücken] auszugehen.<sup>75</sup>«

Aber was ist denn da der Unterschied? Man kann doch an irgendeinen Mann herantreten mit der Bemerkung: „Hier, dies ist Dein Bild!“, und ihm -je nachdem- sein eigenes Bild vorzeigen oder hingegen das einer Frau. „Vorzeigen“ aber heißt für mich so viel wie: „der Wahrnehmung der Augen zugänglich machen“. Doch dann kann man auch an ihn herantreten mit dem Hinweis: „Dies ist Dein Name!“; denn auch der Name ist, wie das Gemälde, eine Nachahmung. Ich meine dies so:

Man sollte doch sagen können: „Folgendes ist Dein Name: ...“, und ihm sodann die Nachahmung seiner eigenen Person [431 St.] zur Wahrnehmung des Gehör bringen, und dies entweder mit der Bemerkung, [dieses Nachgeahmte] sei ein Mann, oder hingegen mit der Bemerkung, dieses Nachgeahmte sei eine Frau. Dies ist doch mög-

---

<sup>74</sup> Ich lass' an dieser Stelle den bemerkenswerten Zusatz: „... zwischen Dir [Kratýlos] und mir [Sokrátes], die wir doch Freunde sind, ...“ wegen der oben gewählten Monolog-Struktur weg.

Aber beachtenswert ist dieser Nebensatz, der dem Plátōn hier entwischt ist, auf jeden Fall.

<sup>75</sup> Hier leuchtet nun endlich die -dem guten Plátōn, der alternative philosophische Positionen entweder nicht erfassen kann oder der, falls er sie erfassen kann, sie dann nicht fehlerfrei darstellen will- endlich ein Funke des Lichts der von ihm -am Anfang dieses vierten Teils- verballhornt dargestellten Gegenposition auf:

Der *Ausdruck* wird durch seinen *Sinn* -der sich im *geregelten Gebrauch* dieses Ausdrucks manifestiert und der durch die *Regel zum Gebrauch* dieses Ausdrucks aufgezeigt wird- zum *Begriff*. Dann sind dies die beiden gegensätzlichen Standpunkte:

*Plátōn [mit Frege]:* Das mit Begriffen zu erfassende Ding ist unabhängig von dem Mittel des begrifflichen Erfassens -des Erfassens mittels dieses Begriffs- vorgegeben; und der Begriff ist richtig [erstellt] -und erfasst das von ihm unabhängige Ding richtig- dann, wenn er ihm [in den entscheidenden Merkmalen [struktur-]ähnlich ist.

*Hilbert [an dieser Stelle mit Kant:]* Das *Ding an sich selbst* ist -sollt' es so etwas überhaupt geben- ja *nicht* irgendwie erfassbar; es ist vielmehr gänzlich unbekannt und drüber hinaus unerkennbar. Vielmehr wird vom Erfassenden über das Gewoge an Erscheinungen ein begriffliches Netz geworfen; und was in einem jeden solchen Netz hängen bleibt, das ist dann durch dieses Netz dann richtig erfasst und ermittelt und benannt.

Von Kant und Hilbert her gesehen gleicht Plátōn's Ansicht einer arithmetischen Gleichung mit zwei Unbekannten; d.h.: sie ist nicht lösbar. Plátōn hingegen übernimmt den Satz des Protagóras: „Der Mensch ist das Maß aller Dinge“ und verabsolutiert ihn sodann auf unterschiedlich geschickte Darstellungsarten.

Im „Phaidon“ beispielsweise hat Plátōn die allergrößte Mühe, die protagoräisch-sokratische Sprechweise „unsterblich für uns Menschen“ zur platonischen Redeweise „unsterblich“ und schließlich zu „unsterblich-an-sich“ umzumodeln.

lich; und dies erfolgt ja doch auch gelegentlich. Aber diesen Punkt hier völlig durchzubesprechen, das ist [für die vorliegende Erörterung] nicht erforderlich.

Da es demnach eine derartige Zuweisung auch in diesem Fall gibt, deswegen will ich die eine Art von ihr mit „Wahres reden“ und die andere mit „Falsches reden“ bezeichnen.

Da sich dies so verhält, und da es somit möglich ist, die Eigennamen sowie die Hauptwörter *nicht richtig* zuzuteilen und *nicht* einem jeden Ding den ihm zugehörigen *richtigen* Ausdruck zuzuweisen, sondern gelegentlich auch einen *nicht-richtigen*, einen *verkehrten*, einen ihm *nicht-zugehörigen*, daher gilt das selbe auch von den Zeitwörtern. Und da es möglich ist, Hauptwörter und Zeitwörter [so zu beurteilen], dann ist dies unbedingte auch für ganze Sätze möglich; denn Sätze sind –meiner Sicht nach– nichts anderes als Verbindungen von Hauptwörtern und Zeitwörtern, [von Substantiven und Verben].

Und nun vergleiche ich die ursprünglichen Wörter erneut mit den Abbildungen: Bei den Gemälden kann man sämtliche dazugehörige Farben und Formen wiedergeben; man kann aber auch auf die Vollständigkeit verzichten und einige weglassen; und man kann auch einige hinzusetzen, sei mehr, sei's weniger. Denn dies ist ja durchaus erlaubt.

Ein Maler, der [in seinen Gemälden] sämtliche Farben und Formen [des Abzubildenden] wiedergibt, dessen Bilder sind schön. Wer hingegen [einiges] weglässt und [anderes] hinzusetzt, der verfertigt zwar gleichfalls Gemälde; doch diese taugen nicht [viel].<sup>76</sup>

Und wie steht es dann mit dem, der mittels der Buchstaben und Silben das Wesen der Dinge nachahmt? Damit steht es doch ebenso! Gibt er alles Dazugehörige [in richtiger Weise] wieder, dann wird sein Bild –und das heißt hier eben: der Ausdruck– schön sein; lässt er hingegen einiges weg und setzt anderes hinzu, so wird es zwar ein Bild –demnach: ein Ausdruck– werden, aber kein [sehr] schönes. Somit gibt es eben doch teils wohlgelungene Ausdrücke wie auch teils misslungene.

Und der jeweilige Hersteller [eines solchen Ausdrucks] ist dann im einen Fall ein guter Ausdrucks-Bildner, im andern Fall hingegen ein schlechter. [Der Ausdrucks-Bildner aber ist niemand anderer als] der Gesetzgeber. Demnach gibt es gute Gesetzgeber wie eben auch schlechte, wenn es bei meinen zuvor [erzielten] Ergebnissen<sup>77</sup> bleibt.

[Hier mag nun ein Streitsüchtiger –ein Eristiker– sich nochmals erheben und dieses behaupten:]

»Wir bestimmen doch die Buchstaben –das Alpha, das Beta, und all' die anderen Buchstaben– für jeden Ausdruck nach den Regeln der Grammatik. [432 St.] Wenn wir dann etwas weglassen oder zusetzen oder umstellen, dann steht die Sache nicht so, dass der Ausdruck zwar geschrieben, aber nicht richtig geschrieben worden ist; viel-

---

<sup>76</sup> Dieses simple Kunstverständnis Pláton's trifft sich keinesfalls mit dem Kunstverständnis vieler Künstler seiner Zeit, sondern nur mit dem des inhalts- und ausdrucksarmen Klassizismus.

<sup>77</sup> Pláton verwendet hier die beiden Ausdrücke „Ergebnis“ und „Voraussetzung“ sinn- und bedeutungsgleich.

Und *dabei* meint er, dass *er* –sowie alle ihm nahekommenden Dialektiker– die berufenen Überwacher der Ausdrucks-Bildner –und damit der Gesetzgeber– sind und zu sein haben.

mehr ist er dann überhaupt nicht geschrieben worden. Geschrieben worden ist an seiner Stelle, nachdem sich mit ihm solches zugetragen hat, etwas ganz anderes: [sei es ein anderer Ausdruck, oder sei es eine nicht einen Ausdruck erzeugende Buchstaben-Folge].<sup>78</sup>

Aber eine solche Betrachtungsweise führt uns vom rechten Weg ab.

Ja, für alles, bei dem es auf eine bestimmte Zahl ankommt, aus der es bestehen muss, wenn es überhaupt bestehen soll, ist diese Bemerkung vielleicht zutreffend:<sup>79</sup> Wenn man von der Zehn –oder von irgendeiner anderen Zahl– etwas abzieht oder hinzufügt, wird sofort eine andere daraus.<sup>80</sup>

Bei einem Eigenschaftsbegriff dagegen wie auch bei jeder Art von Abbildung dürfte die Richtigkeit nicht von dieser Art sein; ganz im Gegenteil: Um noch ein Bild zu sein, verbietet es sich hier, dabei alles das, was das abzubildende Ding [an Eigenschaften hat] wiederzugeben.

Von der Richtigkeit dieser Bemerkung kann man sich auf diesem gedanklichen Weg überzeugen: Gegeben seien da beispielsweise der Kratýlos und ein –von irgendeinem Gott nachgebildetes– Abbild des Kratýlos, wobei dieses Abbild nicht nur –wie bei einem [trefflichen] Maler– die Farbe und Gestalt [vollendet] nachbildet, sondern auch das Innere seines Körpers genau dem des Kratýlos angleichend herstellt und dabei auch alle Besonderheiten von Weichheit und Wärme völlig entsprechend wiedergibt, und desgleichen die Psyché und das Noús<sup>81</sup> ganz wie bei ihm in sein Werk hineinlegt, kurz: alles das [–wie natürlich auch nur das–], was da bei ihm vorhanden ist. Wäre dann das eine der Kratýlos und das andere ein Bild des Kratýlos, oder wäre dies dann neben dem Kratýlos nochmals ein Kratýlos? Doch offenbar das letztere!

Dadurch erkennt man, dass man sich bei dem Gegenstand meiner jetzigen Untersuchung –die Abbildung und das durch sie Abzubildende betreffend– nach einer

---

<sup>78</sup> Dies gilt für Sprachen, deren Ausdrücke ohne jegliche Redundanz erstellt sind. Ich selber habe die sich dabei ergebenden Missverständnisse bei meinen –durchaus vergeblichen– Bemühungen, mich wenigstens rudimentär im Chinesischen auszudrücken, auf's Lebhafteste erleben dürfen.

Da der Redundanz wegen der Endlichkeit der Buchstabenfolge, aus denen ein Wort besteht, stets mehr oder weniger enge Grenzen zu Eigen sind, wird man beim Lesen von „Ausdrück“ durchaus „Ausdruck“ verstehen [und beim raschen Lesen diesen Rechtschreibfehler vielleicht nicht einmal richtig wahrnehmen]; ob man beim Lesen von „Austrunk“ hingegen „Ausdruck“ liest und versteht, das darf dann doch angezweifelt werden.

<sup>79</sup> Plátōn verfehlt hier den Punkt. Denn auch in der Arithmetik kann man mit Redundanz arbeiten: zwar nicht in dem redundanz-freien Satz: „7 + 5 = 12“, wohl aber in der redundanz-haltigen Aussage: „Siebhen pluss fünf isst zWölf“.

Die moderne Logik wird in aller Regel auf redundanz-freie Sprachen bezogen; und auf diese trifft der Einwand, den Plátōn oben zu widerlegen sich bemüht, eben voll zu.

<sup>80</sup> Hier unterläuft dem Plátōn ein bedauerlicher Fehler hinsichtlich des –ihm ja doch eigentlich bekannten– Unterschieds von Benennendem und Benannten: Wenn ich der Zehn nun Eins hinzufüge, dann entsteht daraus Elf; wenn ich hingegen dem „Zehn“ ein „n“ hinzufüge, dann entsteht daraus „Zehnn“. Und wenn ich der Zehn Eins abziehe, dann entsteht daraus Neun; wenn ich hingegen dem „Zehn“ das „n“ abziehe, dann entsteht daraus „Zeh“. Und wenn ich in „Zehn“ innen ein „h“ einfüge, so entsteht daraus „Zehhn“, hingegen „Zen“, wenn ich das „h“ weglasse.

<sup>81</sup> So schreib' ich hier anstelle von „Seele und Vernunft“.

anderen Art von Richtigkeit umschauen muss, und dass man nicht steif und fest an der Meinung hängen darf, das Bild sei dann, wenn an ihm etwas fehlt oder ihm etwas hinzugefügt ist, kein Abbild mehr. Indess weiß doch jeder, wie viel den Bildern an der vollständigen Gleichheit mit den Dingen, deren Abbilder sie sind, stets fehlt.

Und andernfalls würden die Dinge, durch die Ausdrücke, durch die sie benannt werden, in eine lächerliche Lage geraten: Alles würde sich dann doch verdoppeln; und bei keinem solchen Doppel könnte dann das eine als das benannte Ding und das andere als der benennende Ausdruck ausgewiesen werden.

Daher bleib' ich dabei, dass bei den Ausdrücken die einen wohl gelungen sind, die anderen hingegen nicht; und ich lass' auch nicht gelten, dass ein Ausdruck unbedingt alle Buchstaben, [die in ihm eigentlich vorkommen sollten], auch wirklich enthält. Vielmehr lass' ich's zu, dass dann und wann der eine oder andere Buchstabe, der eigentlich nicht hineingehört, dennoch irgendwie hineinrutscht.

Und was ich für einen Buchstaben zulasse, das gewähr' ich dann auch in einem Satz einem –auf das benannte Ding nicht passenden– Ausdruck; und was ich für einen Ausdruck zulasse, das gewähr' ich dann auch einem Satz in einer [längeren –und daher dann aus mehreren Sätzen bestehenden–] Rede. Ich bescheide mich demnach damit, dass dennoch [das Ding] ausreichend benannt und die Sache genügend ausgesprochen wird, solange nur der eigentliche Grundzug der Sache, von der dabei die Rede ist, darin [klar] dargelegt wird. [433 St.] (...)

Und indem [der Grundzug einer Sache in einer Rede klar] dargelegt ist, braucht ein [in dieser Rede enthaltener] Ausdruck auch nicht sämtliche [ihm eigentlich] zugehörige Buchstaben enthalten. Vielmehr wird die Sache dann trotzdem ausgesagt werden, und dies gut, wenn alle, jedoch schlecht, wenn nur wenige der in ihn gehörenden Buchstaben darin vorkommen.

Dass [eine jede] Sache durch [eine solche] Rede [ausgesagt und beschrieben] wird, daran will ich nicht rütteln; denn sonst könnt' es mir so ergehen wie den Bewohnern von Aigina, die zur Nachtzeit umherwandern und dabei den Weg verfehlen.<sup>82</sup> Wie sie, so könnte sonst auch ich leicht infolge solchem übertriebenen Streben nach wahrer Wiedergabe der Dinge dann sehr verspätet bei den Dingen anlangen.

---

<sup>82</sup> Die Insel Ägina ist für die Athener Aristokraten insgesamt und für Pláton im Besonderen ein Trauma; und dieses schlägt sich in dem obigen Seitenhieb, den der hochadelige Pláton den Äginern zu verpassen sich nicht verkneifen kann, überdeutlich nieder:

Ägina hatte sich hartnäckig und erfolgreich geweigert, dem Attischen Seebund beizutreten, d.h.: sich der Willkür-Herrschaft Athens zu unterwerfen. Dann aber hatte in den Tagen um Pláton's Geburt herum die Athener diese der Stadt vorgelagerte Insel frontal angegriffen und zunächst erobert; und die Aristokraten Athens –und darunter auch Pláton's Vater– hatten bereits damit begonnen, das Land, das die einfachen Soldaten Attikas erobert hatten, unter sich –unter sich Aristokraten– aufzuteilen. Aber da wurden sie von Äginas Reconquista überrascht: sei's durch Spartas Hilfe, oder sei's durch einen nächtlichen Partisanenkrieg jener äginischen Krieger, die zunächst durch eine Flucht über's Meer ihr Leben haben retten können; und sie mussten Hals-über-Kopf liehen. Pláton's bissige Bemerkung spricht für die nächtliche Variante.

Und dann ist dem armen Pláton im Erwachsenenalter auch noch dieses widerfahren:

Auf dem Hof des Dionýsios I in Syrakus ist ihm einmal eine flapsige Bemerkung gegen diesen Herrscher entglitten. Dieser hat ihn darau hin einem Sklavenhändler überlassen, der ihn nach

Nach einer anderen Deutung der Richtigkeit eines Ausdrucks zu suchen, [das läuft auf die Ansicht hinaus], der Ausdruck sei nicht ein –durch Silben und Buchstaben gebildetes– Zeichen für ein Ding.

Damit ein Ausdruck richtig gebildet ist, muss er die ihm zukommenden Buchstaben enthalten; diese ihm zukommenden Buchstaben sind jedoch jene, die dem [durch diesen Ausdruck bezeichneten] Ding [in dessen wesentlichen Merkmalen] ähnlich sind. Von dieser Art sind die richtig gebildeten Ausdrücke.

Ist hingegen ein Ausdruck, [der ein Ding benennt], nicht gut gebildet, so besteht er vielleicht –um überhaupt noch ein Abbild dieses Dinges zu sein– zwar aus den dem [Ding] ähnlichen und ihm zugehörigen Buchstaben, enthält jedoch außerdem noch [dem Ding] nicht zugehörige [Buchstaben]; und dies ist dann der Grund dafür, dass der Ausdruck nicht schön und nicht gelungen ist.

[Vielleicht wird bei dem hier Dargelegten sich ein Streitsüchtiger nochmals aufbäumen dieses vorbringen:]

»Zwar will ich jetzt nicht mehr weiter kämpfen; dennoch gefällt mir nicht die Behauptung, es liege zwar ein Ausdruck vor, der jedoch nicht richtig gebildet sei.«

[Dieser Entgegnung ist sodann das Folgende entgegenzuhalten:]

Es gilt doch der Satz, dass die Ausdrücke teils aus älteren Ausdrücken entstanden und teils von ursprünglicher Art sind; und es gilt zudem der Satz, dass der Ausdruck eine Kennzeichnung<sup>83</sup> des [durch ihn benannten] Dinges ist, [wobei die älteren Ausdrücke jeweils teils aus noch älteren hervorgegangen und schließlich allesamt aus den ursprünglichen entstanden sind].<sup>84</sup>

Die ursprünglichen Ausdrücke sind somit Kennzeichen von irgendetwas; dann jedoch weiß ich keine bessere Art, ihnen die Eigenschaft von Kennzeichen zu geben, als die: sie nämlich so viel wie nur möglich den Dingen, deren Ausdruck sie sein sollen, anzugleichen.

Denn die andere Art wäre die, für die viele Andere eintreten, gemäß:

»Die Ausdrücke sind Ergebnisse der Übereinkunft; und sie haben daher ihren jeweiligen Sinn nur für jene, die an dieser Übereinkunft beteiligt sind. Übereinkunft – und nichts Anderes– bestimmt die Richtigkeit [der Verwendung] der Ausdrücke [in Reden]. Daher macht es keinen Unterschied, ob man nach der jetzigen Übereinkunft verfährt oder hingegen nach einer [in der Zukunft vielleicht einmal] gegenteiligen Übereinkunft;<sup>85</sup> und daher macht es keinen Unterschied, ob man nach der jetzt be-

---

Ägina gebracht hat, wo er –eben der Pláton, dessen Vater über ein Heer von Sklaven verfügt hat!– als Sklave feilgeboten wurde. Ein Bekannter hat ihn gekauft und danach freigelassen ...

<sup>83</sup> Mit dem Ausdruck „Kennzeichnung“ –der sich in zusammengesetzten Ausdrücken der Art: „derjenige, der ...“ manifestiert– setzt Pláton das von ihm überhaupt erst zu Begründende bereits voraus, nämlich: *dass* ein solcher Ausdruck etwas kennzeichnet.

<sup>84</sup> Genial ist immerhin *dieses* methodologische Vorgehen in Pláton's –ansonsten zumeist hanebüchenen– Art des Begründens, nämlich: das Verwenden des Rekursionsschemas.

Das Anfangsglied der Rekursion ist klar postuliert, wengleich historisch nicht festgelegt.

<sup>85</sup> Das Wort „brav“ hat gegenwärtig die Verwendung gemäß: „folgsam, gehorsam, nicht-eigensinnig, nicht-wild“. Dabei stammt es von Lateinischen „bravus“, dessen Verwendung gemäß „wild, verwegen, mutig“ erfolgt; und so heißt es auch noch in Goethe's „Faust“: „... und sterbe als Soldat und brav!“: So rasch können sich die Begriffe verändern!

stehenden Übereinkunft verfährt oder hingegen nach einer [in der Zukunft vielleicht einmal] gegenteiligen Übereinkunft: dass man beispielsweise das, was jetzt mit „klein“ benannt wird, [dann später] mit „groß“ benennt, und was jetzt mit „groß“, [dann später]<sup>86</sup> eben mit „klein“.« [434 St.]

Da ist mir doch tausendmal lieber diese Ansicht: „Durch Angleichung [des Zeichens an das damit Bezeichnete] gibt man kund, was man kundgeben will!“, als die Ansicht: „Durch das nächstbeste Mittel [gibt man kund, was man kundgeben will]!“

Der [ursprüngliche] Ausdruck muss demnach dem Ding, [auf den er hinweist], ähnlich sein. Dann aber müssen die Buchstaben, aus denen man einen ursprünglichen Ausdruck zusammenstellt, unbedingt eine natürliche Ähnlichkeit mit dem Ding haben, [auf das er hinweist]. Ich meine das so:

Unmöglich hätte jemand ein Gemälde, das einem [darin abgebildeten] Ding ähnlich sein soll, zustande gebracht, wenn ihm zur Herstellung seines beabsichtigten Werks nicht natürliche Farbstoffe, die Ähnlichkeit mit den von der Malerkunst nachgeahmten Gegenständen haben, dabei zur Verfügung gestanden wären.

Ebenso verhält es sich mit den Ausdrücken: Niemals würden sie doch irgendeinem [durch sie bezeichneten] Ding ähnlich werden, wenn nicht allem zuvor die Bestandteile für die Zusammensetzung der Ausdrücke vorhanden gewesen wären, wobei diese Bestandteile eine gewisse Ähnlichkeit mit jenen Dingen haben, deren Nachahmung die Ausdrücke sind; und diese Bestandteile sind eben die Buchstaben, aus denen die einzelnen Zusammensetzungen zu bestehen haben.

Und ich habe Recht mit der –bereits vorhin vorgetragenen– Behauptung, dass der Buchstabe Rho der Strömung und der Bewegung sowie auch der Härte gleicht, der Buchstabe Lambda hingegen dem Glatten und dem Weichen.

Nun ist aber bekannt, dass das, was bei uns „Härte“ heißt, [woanders] mit [„Undurchlässigkeit“] benannt wird. Ohne Zweifel haben das Rho und das Sigma die gleiche sachliche Beziehung [zum nämlichen Ding, den der betreffende Ausdruck, in dem sie vorkommen, bezeichnet]; und sie geben sowohl uns als auch jenen Anderen daher das gleiche kund; denn [in dieser Hinsicht sind Rho und Sigma einander ähnlich].

Diese Ähnlichkeit ist zwar keine gänzlich uneingeschränkte; aber sie geht jedenfalls so weit, dass sie das Strömen kundgibt.

Auf das Lambda hingegen trifft dies nicht zu; denn das Lambda zeigt das Gegenteil von Härte an.

---

Eben diesen ursprünglichen Wortsinn hat es noch im Spanischen in „bravo“ erhalten, etwa in „Costa Brava“. Im Italienischen hingegen finden sich kontextabhängig neben der ursprünglichen Verwendung auch die dazu gegenläufigen vor.

Meiner Vermutung nach ist diese Umkehrung des Wortsinns in seinem Gebrauch im preußischen Militär erfolgt: Man hat dort einen Soldaten nicht dann „brav“ genannt, wenn er außerhalb von Reih und Glied tollkühn gewirkt hat, sondern wenn er unabhängig von Feindeinwirkung in Reih und Glied verblieben ist; und so werden es dann die ausgedienten Unteroffiziere, die sodann als Grundschullehrer noch Verwendung gefunden haben, mit den ihnen anvertrauten Zöglingen gehandhabt haben.

<sup>86</sup> Diese beiden Hinzufügungen „dann später“ fehlen bei Platon natürlich. Denn würd' er sie hinzufügen, dann würde sich die Paradoxie, die er den anders Denkenden unterstellen will, in nichts auflösen.

[In „Undurchlässigkeit“] ist das Lambda –wie ich vorhin bereits dargelegt habe– zu Unrecht eingesetzt, [wie dies ja bei unverständlichem Sprachgebrauch im Verlauf der Zeit gelegentlich geschieht und so schließlich zur Gewohnheit wird]; denn es mag sein, dass im Verlauf der Zeit daraus Buchstaben entfernt und darin Buchstaben eingesetzt worden sind: Dieses Verfahren [des Erklärens von derartigen –im Verlauf der Zeit entstandenen– Abweichungen] scheint mir nach wie vor ein richtiges [Vorgehen] zu sein; und ihm gemäß muss man davon ausgehen, dass da, wo jetzt das Lambda steht, ursprünglich ein Rho seinen Platz gehabt hat.

Nun gilt des weiteren:

Zwei Sprecher hier, die den Ausdruck „Härte“ aussprechen, verstehen sich in ihrer jetzigen Sprechweise; und beide wissen, was [jeder von ihnen] mit diesem Ausdruck meint. Und nochmals mag hierzu jemand, [der Streit sucht, hierzu] einwenden:

»Ja, sie verstehen sich, dies jedoch aufgrund von Gewohnheit!«

Aber Gewohnheit ist ja doch nichts Anderes als Übereinkunft.<sup>87</sup> Es ist dann dieser Ansicht nach eine Sache der Gewohnheit, dass ich –wenn ich einen bestimmten Ausdruck ausspreche– mir dabei etwas Bestimmtes denke, und dass der [Zuhörer dieses Ausdrucks] versteht, dass ich mir dabei eben dieses [Bestimmte] denke. Wenn er mich nun beim Aussprechen dieses Ausdrucks versteht, so erhält er doch von mir eine Mitteilung über das betreffende Ding, [435 St.] und zwar: durch etwas, das dem, woran ich beim Sprechen denke, unähnlich ist; denn das Lambda ist ja unähnlich dem, was ich mit „Undurchlässigkeit“ benenne. Falls sich dies so verhält, dann hat der Zuhörer mit sich selber ein Übereinkommen darüber getroffen, und die Richtigkeit des Ausdrucks beruht für ihn auf Übereinkunft. Denn die Mitteilung erfolgt nicht nur durch ähnliche, sondern auch durch unähnliche Buchstaben, wobei deren Geltung dann in der Tat auf Gewohnheit und Übereinkunft zurückzuführen ist. Nimmt man jedoch –im schlimmsten Fall– an, die Gewohnheit sei keine Übereinkunft, so wär' es dann trotzdem nicht mehr richtig, noch zu sagen, die Ähnlichkeit gebe die [Merkmale des durch den Ausdruck bezeichneten] Dings zu erkennen; [dies erfolgt dann] vielmehr durch Gewohnheit. Denn die Gewohnheit ihre Bezeichnungen offensichtlich sowohl durch Ähnliches als auch durch Unähnliches. Da sich dies offenkundig so verhält –da hiergegen kein Streitsüchtiger etwas einwendet–, so bleibt nichts anderes übrig als die Annahme, dass auch Gewohnheit und Übereinkunft etwas beitragen zur Mitteilung dessen, an das man beim Reden denkt. Man braucht ja nur an die Zahlen zu achten: Woher sollte man die Möglichkeit nehmen, jeder einzelnen Zahl den [ihr] ähnlichen Namen zu geben?! Der Übereinkunft ist daher durchaus ein entscheidender Einfluss auf die [Frage der] Richtigkeit der Ausdrücke einzuräumen. Ich selber bin zwar sehr dafür, [eine Wortwahl anzustreben, bei der] die Ausdrücke den [durch sie bezeichneten] Dingen möglichst ähnlich sind. Nun ist jedoch die Kraft der Ähnlichkeit manchmal etwas dürftig; und dann ist es nicht zu vermeiden, für die [Frage der] Richtigkeit der Ausdrücke von dem plumperen Mittel der Übereinkunft Gebrauch zu machen. Aber am schönsten sind die Ausdrücke aus Buchstaben dann zusammengesetzt,

---

<sup>87</sup> Hier tut sich Pláton nun –wie die folgende breit ausgewalzte Argumentation samt Teil-Übernahme des Inhalts dieses von ihm nur schlagwortartig wiedergegebenen Einwands zeigt– etwas schwer, einen halbwegs überzeugenden Gegeneinwand vorzutragen, sondern knickt ein.

wenn entweder alle oder doch zumindest recht viele dieser Buchstaben dem [durch den Ausdruck Bezeichneten] ähnlich –und das heißt: diesem von seiner Art her zugehörig– sind; und am hässlichsten sind sie, wenn dies entweder auf ganz wenige oder auf keine ihrer Buchstaben zutrifft.<sup>88</sup>

[Zu untersuchen ist nunmehr], welche Wirkungskraft die Ausdrücke haben, und was sie an Gutem bewirken: Sie sollen Belehrung geben; denn es ist doch sonnenklar, dass jemand, der die Ausdrücke versteht, dann auch die [damit bezeichneten] Dinge versteht. Und damit meine ich: Kennt jemand die Beschaffenheit der Ausdrücke –die [im schönsten Fall] mit der Beschaffenheit der [durch sie benannten] Dinge übereinstimmt–, so kennt er gewiss auch diese Dinge; denn sie gleichen ja [ihren jeweiligen] Bezeichnungen; und es ist stets eine und die selbe Kunst, die alles und jedes, was einander gleicht, umfasst.<sup>89</sup> In eben diesem Sinn ist zu verstehen, dass, wer die Ausdrücke kennt, auch die Dinge kennt.

Nun ist die Eigentümlichkeit dieser hier vorgetragenen Lehre über die Dinge näher ins Auge zu fassen; insbesondere ist dabei Umschau zu halten, ob es noch eine andere [und vielleicht sogar noch bessere Lehre hiervon] gibt, oder ob es überhaupt keine andere [Lehre] als diese [soeben vorgestellte] gibt.

[Das Ergebnis dieser Umschau wird und muss lauten:] [436 St.] Es gibt überhaupt keine andere [Lehre von der Beziehung der Ausdrücke zu dem durch sie Ausgedrückten]; vielmehr ist diese [soeben vorgestellte] Lehre die einzige und [ohnehin] die beste.

Die Frage ist nun,<sup>90</sup> ob [–dieser Ansicht entsprechend–] das Auffinden der Dinge [grundsätzlich und ausschließlich so erfolgt], dass jemand, der die richtigen Ausdrücke [für die zu findenden Dinge] gefunden hat, [mit diesen Ausdrücken dann auch die durch sie benannten] Dinge findet, oder hingegen, dass das Erlernen [der richtigen Ausdrücke als Benennung der anderweitig gefundenen Dinge] auf die [Art der Gewöhnung und der Übereinkunft beruht].

---

<sup>88</sup> Wenn dies kein Einknicken Pláton's ist, dann ist es jedenfalls die Ausrede eines Politikers.

<sup>89</sup> Diesen letzten Teil-Satz hat sich jeder, der Kant's Kategorien-Lehre zu verstehen trachtet, intensivst zu Gemüte zu führen. Denn Kant erstellt dort zunächst eine Unterteilung der Formen der Aussagen in 3· 4 [= 12] Gruppen und bildet diese eineindeutig auf seine 3· 4 [= 12] Kategorien ab, dies mit der lapidaren –und eher nebenbei in zwei Sätzen formulierten– Begründung [A 79]:

„Dieselbe Funktion, welche den verschiedenen Vorstellungen in einem *Urteil* Einheit gibt, die gibt auch der bloßen Synthesis verschiedener Vorstellungen in einer *Anschauung* Einheit, welche, allgemein ausgedrückt, der „reine Verstandesbegriff“ heißt. Derselbe Verstand also, und zwar durch eben dieselben Handlungen, wodurch er in Begriffen, vermittels der analytischen Einheit, die logische Form eines Urteils zustande brachte, bringt auch, vermittels der synthetischen Einheit des Mannigfaltigen in der Anschauung überhaupt, in seinen Vorstellungen einen transzendentalen Inhalt, weswegen sie „reine Verstandesbegriffe“ heißen, die a priori auf Objekte gehen (...)“.

<sup>90</sup> Um welchen –von Pláton nicht aufgeführten– Einwand er sie hier herumwindet, das ist nicht völlig klar; daher ist die Deutung des von ihm hier etwas verworren Vorgetragenen alles andere als gesichert.

Nicht gesichert ist z.B. mein Ersetzen von „erfunden“ durch „gefunden“.

Naheliegender ist die Antwort, beides müsse in der gleichen Art erfolgen.

Aber hier hat man Sorgfalt walten zu lassen [und darf nicht einfach blind darauf lospreschen]. Denn wenn jemand sich beim Forschen nach den Dingen [durchweg] von den Ausdrücken leiten lässt, indem er eines jeden Ausdrucks Sinn zu ergründen sucht, dann liegt die Gefahr einer Täuschung sehr nahe.

Offenkundig gab der erste Namensgeber den Ausdrücken die Gestalt, die er auch für die [Form] der Dinge *hielt*. Wenn dieser sich in seinem *Dafürhalten* nun *geirrt* hat, er jedoch gemäß dieses *Dafürhaltens* die Namen und Ausdrücke erstellt hat, dann sind wir jetzt dadurch der Täuschung ausgesetzt.

Dem könnte zwar entgegengetreten werden, der Namensgeber habe die Ausdrücke mit voller Sachkenntnis erstellt; denn andernfalls wären sie überhaupt keine Ausdrücke, weil sie dann nichts ausdrücken würden. Als schlagender Beweis dafür, dass der Namensgeber sich hinsichtlich der Wahrheit nicht getäuscht habe, mag dieser Hinweis dienen: Alles stehe bei ihm in inniger Übereinstimmung; und dies bemerke man, indem man das Bilden der Ausdrücke [zu ihren Ursprüngen zurückverfolgt und dabei erkennt], dass die Ausdrücke mit dem Ziel hin gebildet worden sind, grundsätzlich [die Gestalt der durch sie bezeichneten Dinge wiederzugeben].

Aber diese Verteidigung ist kein durchschlagendes Argument. Denn angenommen, der Namensgeber hätte sich gleich von Anfang an getäuscht; und er hätte das Weitere sodann, seinem Irrtum entsprechend, willkürlich angepasst und gewaltsam zur Übereinstimmung gebracht;<sup>91</sup> dann wär' es [durchaus] kein Wunder, wenn alles Folgende –mag es auch noch so viel sein– miteinander in Einklang steht. Ganz ähnlich bauen auch zuweilen geometrische Beweise auf der Grundlage eines kleinen und sich leicht dem Auge entziehenden Irrtums auf.

Auf den Anfang eine Sache muss daher ein Jeder die gründlichste Erörterung und das meiste Nachdenken verwenden, um sich [auf diese Weise entweder von der Richtigkeit oder aber der Verkehrtheit dieser Grundlage zu überzeugen.<sup>92</sup> Ist dieser [Anfang] sodann ausreichend erforscht [und dabei als wahr ermittelt], so muss sich das Weitere als notwendige Folge davon darstellen. (...)<sup>93</sup>

Aber es würde mich wundern, wenn die Ausdrücke tatsächlich [durchgehend] miteinander übereinstimmen. Daher will ich alles das, was ich eigentlich zuvor bereits durchbesprochen habe, noch einmal überprüfen.

---

<sup>91</sup> Man denkt hier natürlich sofort an Plátōn's „Timaios“, wo Plátōn –sicherlich ungewollt– in eben dieser Weise vorgegangen ist.

*Natürlich* kann sich der Namensgeber täuschen, wenn ihm kein Plátōn zur Seite steht.

<sup>92</sup> Plátōn will seine Lehre nicht, wie dies in der Logik-Schule von Megara erfolgt ist, auf deren Konsequenzen hin überprüft werden lassen. Vielmehr will er die Axiome seiner Lehre von ihm freundlich Gesinnten mit „Ja, o Plátōn! Wie könnt' es anders sein, o Plátōn!“ untersucht und bestätigt werden lassen. Und sein Haupt-Schüler Aristotéles ist ihm darin gefolgt.

<sup>93</sup> Hier ist ein Bruch in seiner Ausführung, den er mit den beiden Sätzen: „Indess sollt' es mich wundern, wenn die Ausdrücke wirklich miteinander übereinstimmen; denn noch einmal wollen wir nachprüfen, was wir früher durchbesprochen haben!“ nicht einmal notdürftig kitten kann.

Ich vermute, dass Plátōn hier zwischenzeitlich eingetroffene Einwände widerlegen will.

[Die Ausdrücke sind hörbar und auch lesbar und solcherart dann sichtbar. Das Hörbare und Sichtbare aber ist veränderlich und verändert sich zudem auch teils unmerklich und teils merklich.

Aber trotz] der Annahme, dass [dies] alles in Gang und Bewegung und Fluss begriffen ist, behaupt' ich, dass die [richtig ermittelten] Ausdrücke das Wesen der Dinge ausdrücken, [dass sie das Sein der Dinge darlegen]. Diese Behauptung ist richtig; [437 St.] und an ihr kann daher nicht gerüttelt werden. (...) <sup>94</sup>

Ich glaube, dass jemand, der die Sache eifrig erforscht, dann finden wird, [dass in unseren gegenwärtigen Sprachen zwar bereits viele Ausdrücke so verhunzt sind, dass sie sowohl auf ein bestimmtes Ding als auch auf ein dazu gegenläufiges Ding verweisen], (...) dass der Namensgeber die Dinge [mit den von ihm erstellten Ausdrücken] jedoch nicht als in Gang und Bewegung, sondern als in Ruhe befindlich bezeichnet, (...) und dies nicht nur meistens, [sondern immer, und dies grundsätzlich]. Aber das will ich hier auf sich beruhen lassen. [438 St.]

Ich setze dies als Einverständnis voraus: Die jeweiligen Namensgeber in den griechischen wie in den nicht-griechischen Staaten sind Gesetzgeber; und die Kunst, nach der sie dieses leisten, ist die Gesetzgebungslehre.

Auf keinen Fall bildeten sie die ursprünglichen Ausdrücke in Unkenntnis [der Gestalt dieser Ausdrücke sowie der Form der durch sie benannten Dinge], sondern vielmehr aufgrund ihrer Erkenntnis derselben. Denn unbedingt notwendig ist es, dass die Namensgeber in voller Kenntnis der Sache die *ursprünglichen* Ausdrücke für die [ihnen entsprechenden] Dinge bilden.

Dann jedoch hat man sich dieses zu fragen:

Mit Hilfe welcher Ausdrücke hat ein solcher Namensgeber sich *vorab* Kunde über diese Dinge verschafft und vermittelt, wenn es einerseits da doch noch keine ursprünglichen Ausdrücke gab, und wenn es andererseits –der vorigen Behauptung zufolge– nicht möglich sein soll, die Dinge anders kennenzulernen und aufzufinden als durch Erlernen oder durch eigenes Ergründen des Wesens der Ausdrücke? Wie kann man sie sich demnach als Sachkenner bei der Erstellung der Ausdrücke oder als Gesetzgeber vorstellen, *bevor* noch irgendein Ausdruck vorhanden gewesen war und von ihnen gekannt werden konnte, wenn es –jener Behauptung gemäß– keinen anderen Weg gibt, um zur Kenntnis der Dinge zu gelangen, als den unter Verwendung der Ausdrücke?

Naheliegend ist es hier zwar, auf diese Frage so zu antworten, nämlich: dass eine höhere Macht als die menschliche den Dingen die ursprünglichen Namen so zuteilt hat, dass diese Ausdrücke dann unbedingt die richtigen sind.

Aber wie denn sollt' es möglich sein, dass dann ein solcher Namensgeber –ob ein *Daímon* oder [gar] ein Gott– bei seinem Erschaffen der Ausdrücke [auch] Unge-reimtes hervorbringt? [Denn falls solches ungeprüft erfolgt –falls ihm dabei kein Dialektiker zur Seite steht–, dann ist nicht auszuschließen, dass ein solcher Namensgeber

---

<sup>94</sup> Es folgt erneut eine handgestrickte Etymologie, diesmal von den zentralen Begriffen seiner Lehre, insbesondere von seiner Sprachphilosophie.

Ich lass' sie hier weg; denn sie wirken beschämend auf Pláton.

Ich bringe sie in den *Anhang 4*, dies in der Hoffnung, dass diese Anhänge ohnehin von den meisten Lesern nicht gelesen oder allenfalls rasch überflogen werden.

sich dabei in Ungereimtheiten verwickelt, dem vorhin Erwogenen gemäß; dieses jedoch muss für eine solche höhere Macht als ausgeschlossen gelten].<sup>95</sup> (...) <sup>96</sup>

[Wenn demnach von den Ausdrücken ausgegangen wird, und] wenn sodann ein Widerstreit zwischen [der einen Gruppe von Ausdrücken und der anderen] kommt, weil dabei [mit] der *einen* [Gruppe] behauptet [wird], *sie* gleiche [dem Unverborgenen, somit] der Wahrheit, aber *dasselbe* auch [mit der *anderen* Gruppe behauptet wird], wonach soll man sich in diesem Fall entscheiden, und welche Mittel [zur Entscheidung soll man dann] verwenden? Man kann [dann, wenn es sich dabei um das Erstellen der *ursprünglichen* Ausdrücke handelt], ja doch nicht *andere* Ausdrücke hierfür einsetzen; denn solche andere gibt es [vor dem Ursprung aller Ausdrücke ja] noch nicht.<sup>97</sup>

Offensichtlich muss man sich [dann hierzu] nach etwas Anderem als nach Ausdrücken umsehen, nämlich: nach etwas, das uns ohne Ausdrücke erkennen lassen muss, welche der beiden Gruppen die Richtigkeit<sup>98</sup> auf seiner Seite hat, indem es uns das wirkliche Wesen der Dinge aufweist. Demnach muss es eben doch möglich sein, die Dinge ohne [Verwendung von] Ausdrücken kennenzulernen.

Denn welches andere Mittel kann uns sonst noch zur Kenntnis der Dinge verhelfen? Hierzu könnte dieses geantwortet werden:

»Kein anderes Mittel als *dieses* verhilft uns dazu, dessen Anwendung nahe liegend ist und sich als das richtige empfiehlt, *nämlich*: die Gegenseitigkeit der Ausdrücke bei deren vorgegebener Verwandtschaft,<sup>99</sup> verbunden mit der [damit einhergehenden] Erklärung durch sich selber, *nämlich*: des einen Ausdrucks durch [geeignete] andere [aus dieser Verwandtschaft], somit [als ein Wortfeld, das in seiner Gesamtheit für jeden einzelnen Ausdruck aus diesem Feld] dessen Sinn festlegt und in der Art, in der diese Ausdrücke auf einander bezogen sind, eindeutig beschreibt.<sup>100</sup> Und was [einer solchen Verwandtschaft von Ausdrücken] dabei an Ausdrücken ganz

---

<sup>95</sup> Dies ist ein Modus-Tollens-Schluss, den Pláton eigentlich verabscheut; denn Pláton will ja – sich von den Megarikern abhebend – ausdrücklich kein Widerlegungskünstler sein.

<sup>96</sup> Es folgt in der Textvorlage die Wiederholung eines Einwands samt dessen genervt-barscher Zurückweisung. Da er den Argumentationsverlauf unterbricht, bring' ich ihn in den *Anhang 4*.

<sup>97</sup> Die Frage nach dem Ursprung des Mitteilens – und damit der Sprache – ist zu wohl nicht zu beantworten, dann jedenfalls nicht, wenn man das Mitteilen von Sachverhalten nicht auf unser gegenwärtiges Sprechen einschränkt, sondern u.a. auch die Gebärden Sprache sowie – als angeborene Sprache – die Körpersprache mit einbezieht.

<sup>98</sup> *Hier* ersetz' ich „Wahrheit“ nicht durch „Wirklichkeit“, sondern durch „Richtigkeit“.

<sup>99</sup> Die Farb-Begriffe bilden eine derartige Begriffs-Familie, und desgleichen die Längen-Begriffe, die Gewichts-Begriffe, die Intelligenz-Begriffe, ... ; jedoch sind Begriffe aus unterschiedlichen Familien nicht apriorisch, sondern allenfalls empirisch auf einander bezogen.

<sup>100</sup> In der Sprechweise der modernen Logik sind diese Wortfelder die Begriffe einer Theorie, sei's einer Theorie der Wissenschaften oder sei's eine des Alltags. Diese Theorie impliziert Möglichkeiten des Definierens von einigen Ihrer Begriffe in anderen von ihr, setzt dabei jedoch voraus, dass einige andere ihrer Begriffe nicht durch Definitionen, sondern durch die Theorie direkt ihren jeweiligen Sinn – und damit ihren geregelten Gebrauch – erhalten.

Wer – so ist hier zu fragen – wird seinerzeit eine solche Lehre von der Sprache im Allgemeinen und von ihrer Semantik im Besonderen vertreten haben, wenn nicht Protagóras?

Leider verschweigt Pláton an entscheidenden Stellen allzu oft seine Quellen.

anders geartet und deswegen ihr fremd ist, das bezeichnet dann auch etwas, das von [den Ausdrücken aus dieser Verwandtschaft] verschieden und zu ihnen fremd ist.«

[439 St.] Aber [dies ist nicht die von mir bevorzugte Rechtfertigung der Ausdrücke. Vielmehr seh' ich das so:] Die wohlgelungenen Ausdrücke sind –wie ich dies vorhin schon mehrfach dargelegt habe– ja doch den Dingen, deren Namen sie sind, ähnlich; und sie sind demnach die Bilder dieser Dinge.

Vielleicht ist es möglich, [auf diesem Weg über Wort-Verwandtschaften] durch deren Ausdrücke die Kenntnis von den [durch sie beschriebenen] Dingen zu erhalten. [Aber sicherlich ist es auch möglich], die Dinge durch sich selbst kennenzulernen. Welche Art von Erkenntnis hat dann wohl den Vorzug an Schönheit und Deutlichkeit: die, welche aus dem Bild zu erkennen sucht, wobei dieses nicht nur für sich selbst gut erstellt ist, sondern auch das Unverborgene –die Wirklichkeit, die dieses Bild abbildet– selber darstellt und ausdrückt; oder die, welche –aus der Wirklichkeit heraus– nicht nur die Wirklichkeit selber, sondern auch ihr Bild hinsichtlich seiner zutreffenden Erstellung kennenzulernen sucht?

[Ich für meinen Teil suche jedenfalls] unbedingt die Erkenntnis aus der Wirklichkeit heraus.

Auf welche Art und Weise man demnach die Dinge kennenzulernen und zu ergründen hat, darüber ein sicheres Urteil zu gewinnen, das übersteigt vielleicht meine Kraft. Doch genügt hier bereits das Einverständnis darüber, dass es weitaus den Vorzug verdient, die Dinge nicht aus den Ausdrücken, sondern aus sich selbst heraus kennenzulernen und zu erforschen.<sup>101</sup>

Um mich aber vor Täuschungen zu schützen, denen mich die Beziehung so vieler Ausdrücke auf die gleiche Grundvorstellung aussetzen könnte, will ich noch dieses zu beantworten suchen, nämlich: ob die Namengeber bei ihrer jeweiligen Erstellung der Ausdrücke wirklich von der Vorstellung ausgegangen sind, *Alles* befände sich [*unentwegt*] in Bewegung und im Fließen.

Ich selbst halte dies zwar für die Art *ihrer* Vorstellungen; aber vielleicht verhält es sich tatsächlich *nicht* so. Haben sie sich denn vielleicht gleichsam in einen Wirbel gestürzt, werden [durch ihn] hinüber und herüber geworfen, ziehen [dann dabei jedoch] auch uns mit sich fort, und lassen uns dadurch ins Taumeln geraten?<sup>102</sup>

Ich habe da einen Traum, der sich mir so oft aufdrängt:

Man soll das Vorhandensein des Schönen-an-sich und des Guten-an-sich anerkennen, und desgleichen hinsichtlich jeder einzelnen Klasse von Dingen. Betrachten wir daher dieses Schöne selbst, [womit ich meine:] nicht ob irgendein Gesicht oder sonst etwas schön ist –denn alles dieses scheint [tatsächlich] im Fließen zu sein–, son-

---

<sup>101</sup> Dies scheint der Abschluss des fünften Teils dieses Dialogs gewesen zu sein: Nicht nur der abschließende Ton deutet darauf hin, sondern auch –und vor allem– die unverhoffte Überleitung zu einer Frühform seiner Ideenlehre.

Zu deren Einführung hätt' es an früheren Stellen in diesem Dialog viel bessere und naheliegendere Ansatzpunkte gegeben, die er jedoch hierfür nicht genützt hat. Hier jedoch geht Platon erstmals auf den Traum seines philosophischen Wirkens ein; und deswegen vermut' ich, dass er diesen Traum beim Erstellen der ersten drei dieser fünf Teile noch nicht geträumt hat.

<sup>102</sup> Vielleicht hatten sie keine Dialektiker aus Platon's Akademie zur Seite gehabt ...

dern eben das Schöne-an-sich; und fragen wir uns, ob dieses Schöne-an-sich nicht immerdar sein Wesen bewahrt.

Würd' uns dieses [Schöne-an-sich und dergleichen] dauernd [durch dessen Veränderungen] entweichen, dann könnten wir einem solchen erstens nicht den richtigen [Ausdruck als seine] Wesensbezeichnung geben und zweitens auch nicht seine Eigenschaften bestimmen. Denn noch während ich [darüber nachdenke oder] darüber spreche, würde sich dann dieses [Schöne-an-sich verändern und somit] ein Anderes werden; unbedingt würd' es sich dann anders verhalten, [sodass mir das Verhalten dieses Schönen-an-sich dann] entglitten wäre.

Wie könnte demnach das, was niemals ein gleiches Verhalten zeigt, überhaupt ein bestimmtes Sein haben?

Denn wenn etwas *eine Zeitspanne lang* ein gleiches Verhalten zeigt, da verändert es sich *während dieser Zeitdauer* offensichtlich *nicht*. Und das, was sich *immer gleich* verhält und *stets dasselbe* bleibt, das kann sich *unmöglich* verändern und bewegen; denn es bleibt seiner eigenen Form ohne die geringste Abweichung [stets] treu. [440 St.]

Aber, nicht genug damit: [Wäre das Schöne-an-sich oder dergleichen] ein stets Wechselndes, so könnt' es doch nicht einmal von irgend Jemandem erkannt werden. Denn noch während [der kurzen Zeitspanne, in der] man an ein solches Ding herantritt –nämlich: herantritt in der Absicht, es zu erkennen–, wird es ein Anderes und immer wieder ein Anderes; und deshalb kann es dann nicht erkannt werden, weder hinsichtlich seiner Beschaffenheit noch hinsichtlich seines Zustands. Was jeder fassbaren Eigenschaft entbehrt, davon gibt es keine Erkenntnis.

Ja, nicht einmal die Möglichkeit einer Erkenntnis ist dann gegeben, wenn alle Dinge sich verändern und demnach nichts beharrt. [Und nicht einmal dieser Satz: „Nicht einmal die Möglichkeit einer Erkenntnis ist dann gegeben“ kann dann noch als eine Erkenntnis ausgegeben werden].<sup>103</sup>

Aber wenn die *Erkenntnis selbst* nicht davon ablässt, Erkenntnis zu sein, dann wird die Erkenntnis immer und allezeit als Erkenntnis beharren und Erkenntnis sein.

Wenn hingegen der *Begriff der Erkenntnis* [–der Begriff „Erkenntnis“–] sich verändert, so wandelt er sich dadurch in einen anderen Begriff um, in einem vom Begriff der Erkenntnis verschiedenen Begriff; und dieser [andere Begriff bezeichnet und benennt dann] nicht mehr die Erkenntnis [und drückt sie nicht mehr aus]. Wenn sich dieser Begriff der Erkenntnis zudem *ständig* verändert, dann gibt es *niemals* eine Erkenntnis. Und daraus ergibt sich dann als Folgerung, dass es weder einen Erkennenden noch ein zu Erkennendes geben kann.

Gibt es hingegen jederzeit ein Erkennen und ein Erkanntes, so gibt es –[als Bedingung hiervon– dann die Begriffe, mit denen erkannt wird, wie zum Beispiel: die Begriffe „schön“ und „gut“. Gibt es diese Begriffe, so gibt es auch das durch sie –vom Übrigen– Unterschiedene, hier: die Klasse des Schönen und die Klasse des Guten, so-

---

<sup>103</sup> Die Übersetzungen variieren an dieser Stelle; und es ist daher nicht auszuschließen, dass die obige –in eckige Klammern gesetzte– Hinzufügung bereits von Plátōn selber stammt [und lediglich von den späteren Abschreibern mangels Verständnis zusammengezogen und so verunzert wurde]. Dann allerdings wäre dies von Plátōn eine geniale Argumentation!

mit:] das Schöne und das Gute, bezeichnet durch die Ausdrücke „schön“ und „gut“. Gibt es diese Unterschiede –diese Ideen–, so sind sie etwas, die ihr Bestehen *an sich* haben und sind daher] ein Schönes[-an-sich] und ein Gutes[-an-sich], und so fort [für eine jede Klasse von Dingen, d.h.:] für ein jedes Seiendes.

[Dieses *an-sich*-Bestehen –das Schöne-an-sich, das Gute-an-sich, und alles sonstige *an-sich*-Bestehende–, das ist] ganz offensichtlich nicht der Strömung und der Bewegung ähnlich. (...)

{Dann aber [ist nichts von den entsprechenden] Behauptungen der Heraklitäer und noch vieler Anderer zu halten, (...) [gipfelnd in der Lehre], es gäbe nichts Gesundes an irgendeinem Ding, vielmehr fließe alles wie in reißender Strömung, und mit den Dingen stünd' es so wie mit einem an Katarrh leidenden Menschen, nämlich: alle Dinge seien der Gewalt des Flusses und des Katarrhs anheimgegeben.}<sup>104</sup> (...) <sup>105</sup>

---

<sup>104</sup> Diese Polemik ist ganz offensichtlich kein gesunder Abschluss eines Dialogs, der den Ausblick zur Ideenlehre hin öffnen sollte.

Was hier noch fehlt, das ist: die Beschreibung des *Weges zum Schauen des Schönen*, und damit, dem späteren Verständnis Plátōn's entsprechend, auch *des Guten* und *des Wahren*.

Diesen Weg hat er bei der Endfassung seiner Schrift „Symposion“ ermittelt und ihn –als Hinzufügung leicht erkennbar– dem bis dahin als Abschluss der Diótíma-Rede gehandelten Teil in seiner *Ausgabe aus letzter Hand* angegliedert, dort jetzt als Kapitel 29.

Den Kern dieses Weges beschreibt er in [211 St.] ungefähr so:

»Wenn aber jemand –auf dem Weg der richtigen Knabenliebe von diesen irdischen Erscheinungen von hier aus emporsteigend– jenes Ur-Schöne selbst [zum ersten Mal] auftauchen sieht, dann ist er ganz nahe am Ziel [seines Weges]. Denn dies ist der richtige Weg, auf dem man –sei's selbständig, sei's von einem Anderen geleitet– das Ziel der Liebe erreicht: Beginnend mit dem sinnlich Schönen hier bei uns muss man, [dieses] Schöne liebend, Schritt für Schritt immer weiter emporsteigen, so, als ginge man eine Stufenleiter hinauf, [nämlich:] vom einem schönen [Leib] zum zweiten [schönen Leib, von diesem zum dritten, und so weiter, und so dann hin] zu allen schönen Leibern, und von diesen schönen Leibern [von Knaben] sodann zu den schönen Betätigungen [in den Wissensgebieten]; und von [Erkenntnissen in] diesen Wissensgebieten aus gelangt man schließlich zu jenem Wissensgebiet, das nichts anderes zu seinem Gegenstand hat als eben dieses Schöne selbst, [dieses Ur-Schöne], das man nun in seiner Reinheit erkennt [und Vollendung unvermittelt schaut].«

Plátōn behauptet demnach, sein Sexualverkehr mit Minderjährigen sei kein Selbstzweck, sondern sei für ihn –wegen: „sei's selbständig“– vielmehr ein Mittel zum Erreichen des und zum Verweilen im Unvergänglich-Himmlischen, und sei für die von ihm verführten Minderjährigen –wegen: „sei's von einem Anderen geleitet“– das Mittel zum gleichen Ziel.

Im „Phaidros“ sieht sich Plátōn noch genötigt, den Sexualverkehr mit [einigen wenigen] Minderjährigen etwas verschämt als den zweitbesten Weg [zur Befriedigung der betreffenden Triebe eines männlichen Erwachsenen] anzubieten. Hier jedoch lässt er diese Rechtfertigung aus dem Mund einer Frau, die als Reinigungspriesterin nicht gut angreifbar ist, vortragen.

<sup>105</sup> Es folgt ein weiterer Abschluss, den Schleiermacher mit „unplatonischer Abschluss“ etikettiert, durchaus nicht zu Unrecht.

Möglicherweise ist er von einem der Nachfolger Plátōn's, der noch Kenntnisse von der Schrift des Herákleitōs gehabt hat, zu dem Zweck hinzugefügt worden, seinen Meister Plátōn von dem Vorwurf abzuschirmen, er habe die –insbesondere auf die Sprache bezogene– Philosophie des Herákleitōs, von den ersten paar Sätzen abgesehen, nicht gekannt oder zumindest nicht verstanden.

---

Ich bringe diesen –philosophie-historisch äußerst interessanten wenngleich zur Festigung sowohl von Plátón's Semantik als auch von seiner Ontologie gänzlich unergiebigem– Abschnitt in den *Anhang 5*.

## Anhänge

### Anhang 1

[383 St.]

*Hermogénes:* „Ist es Dir recht, dass wir auch den Sokrates die Sache mitteilen?“

*Kratýlos:* „Ja, wenn Du dafür bist!“

*Hermogénes:* „Sokrates! Unser Kratýlos hier behauptet, es gebe für jedes Ding eine richtige, aus der Natur dieses Dinges selbst hervorgehende Bezeichnung: Nicht das sei als [richtiger] Name anzuerkennen, was Einige nach [deren] Übereinkunft als Benennung für das Ding anwenden, indem sie einen Brocken ihres eigenen Schall-Vorrats als Ausdruck [zur Bezeichnung dieses] Dinges wählen; vielmehr geb' es eine natürliche Richtigkeit der Ausdrücke; und diese sei für einen Jeden –ob Grieche oder Nicht-Grieche– die gleiche.

Ich fragte ihn nun, ob ihm in Wahrheit der Name „Kratýlos“ zukomme; und er bejahte dies. „Und welcher Name kommt dem Sokrates zu?“, fragte ich ihn sodann. „„Sokrates!““, antwortete er mir darauf. „Und kommt nicht auch überhaupt jedem Menschen der Name zu, den wir ihm beilegen?“, fragte ich weiter. „Dir gewiss nicht der Name „Hermogénes“, und würden ihn dir alle Menschen beilegen!“, erwiderte mir auf dieses hin. Und wie ich nun weiter fragte und mich eifrig bemühte, von ihm zu erfahren, was er denn eigentlich meine, [384 St.] gab er mir keine klare Antwort, sondern hänselte mich auch noch mit seinem Versteckspiel.

Er gibt sich dabei das Ansehen, als hätt' er für das Rätsel einen lösenden Gedanken in sich, den er nur klar auszusprechen brauche, um meine Zustimmung zu gewinnen und mich zum Bekenner der selben Ansicht zu machen, dieser Ansicht, für die er eintritt. Traust du dir nun zu, den Sinn des Orakelspruchs des Kratýlos zu deuten, dann würd' ich dein dankbarer Zuhörer sein.

Noch weit lieber wär's mir allerdings, wenn ich von dir –deine Bereitwilligkeit dazu vorausgesetzt– deine eigene Ansicht über die Richtigkeit der Ausdrücke erfahren könnte.“

*Sokrates:* „Mein Hermogénes, Sohn des Hipponíkos! Ein altes Sprichwort sagt: „Schwer ist das Schöne seiner wahren Beschaffenheit nach zu begreifen!“; und so hat es daher auch mit dem Verständnis der Namen seine erheblichen Schwierigkeiten. Ja, hätt' ich den Fünfzigdrachmenvortrag von Pródikos schon gehört, dessen Anhören, wie er selbst behauptet, einem die nötige Sachkenntnis darüber verleiht, so würdest Du ohne weiteres alsbald die Wahrheit über die Richtigkeit der Namen erfahren. So aber hab' ich ihn nicht gehört, sondern nur den Eindrachmenvortrag. Ich weiß also nicht, wie es tatsächlich mit der Wahrheit hinsichtlich dieser Dinge steht. Wenn er aber sagt, der Name „Hermogenes“ sei nicht dein wahrheitsgemäßer Name, so treibt er vermutlich nur seinen Spott mit dir; denn er will damit wohl nur andeuten, dass du

–was den Erwerb von Glücksgütern betrifft– regelmäßig das Nachsehen hast. Indess, wie eben bemerkt, das Verständnis dieser Sache ist zwar schwer; aber daher müssen uns in gemeinsamer Überlegung<sup>106</sup> darüber Klarheit zu verschaffen suchen, ob deine Ansicht die richtige ist oder die des Kratýlos.“

*Hermogénes:* „Was mich betrifft, mein Sōkrátēs, so hab‘ ich mich öfters sowohl mit diesem [Kratýlos] hier als auch mit vielen Anderen darüber unterhalten, ohne dass mich dies jeweils zur Überzeugung geführt hat, die Richtigkeit der Namen beruhe auf etwas anderem als auf Verabredung und Übereinkunft.

Denn jeder Ausdruck –so scheint es mir–, den man einem Ding [als dessen Bezeichnung] gibt, ist richtig [als Bezeichnung für dieses Ding]; und sowie man ihn wieder mit einem anderen Ausdruck vertauscht und den bisherigen nicht mehr gebraucht, so ist der spätere dann nicht minder richtig als der frühere. Indem wir z.B. unseren Sklaven andere Namen geben, so sind deren neue Namen ebenso richtig wie deren frühere; denn die Natur ist weit davon entfernt, für jedes [Ding] seinen besonderen Namen wachsen zu lassen; vielmehr ist die Benennung eine [Auswirkung] der gesetzlichen Übereinkunft<sup>107</sup> sowie der Gewöhnung [daran], somit ein Werk derer, die diese Benennung wie auch Gewohnheit [an sie] eingeführt haben.

Sollt‘ es sich damit jedoch anders verhalten, so bin ich gerne bereit, mich darüber belehren zu lassen und darüber Aufschluss zu erhalten, sei‘s von Kratýlos, sei‘s von einem jeden Anderen!“ [385 St.]

*Sōkrátēs:* „Vielleicht ist an Deiner Ansicht etwas Richtiges,<sup>108</sup> Hermogénes. Doch lass uns die Sache erwägen. (...)“

## Anhang 2

[393 St.]

*Sōkrátēs:* „(...) Oder stimmst du mir nicht zu?“

*Hermogénes:* „Ich stimme dir zu.“

*Sōkrátēs:* „Recht so! Du musst nämlich Acht geben, dass ich dir nicht etwa eine Falle stelle. (...) Ob eine bestimmte Bedeutung [auch] in anderen Silben zum Ausdruck gelangt, das tut nichts zur Sache; und ganz unerheblich ist es auch, ob [einer Silbe] ein Buchstabe hinzugefügt oder aber [aus ihr] entfernt wird, solange nur das Wesen des Dinges, das sich in dem Ausdruck kundgibt, seine Geltung behält.“

*Hermogénes:* „Was meist du damit?“

*Sōkrátēs:* „Nichts Überraschendes, sondern etwas Ähnliches wie bei den Buchstaben. Von diesen weißt du doch, dass wir sie mit Namen benennen, dies aber nicht in der Form der eigentlichen Schalle selber, abgesehen von vieren, nämlich: von E und Y

---

<sup>106</sup> Zu fragen wäre hier, was Plátōn unter „gemeinsame Überlegung“ versteht; die Antwort erhält man wohl, indem man den weiteren Verlauf dieses Dialogs dahingegen überprüft, *wer* da allein die *gemeinsame Überlegung* anstellt und vorträgt.

<sup>107</sup> Hier gibt sich Plátōn eine Steilvorlage für seine spätere Argumentation; siehe FN 28.

<sup>108</sup> Natürlich ist daran etwas, das in dem Sinn richtig ist, dass es mit Plátōn’s Lehre –genauer: mit der von Plátōn zur Zeit der Abfassung dieses Dialogs vertretenen Lehre von der Richtigkeit der Ausdrücke– übereinstimmt; siehe die Bemerkung in der vorigen FN.

und von O und A.<sup>109</sup> Für die Benennung der anderen Vokale sowie der Konsonanten bedienen wir uns des Zusatzes anderer Buchstaben und bilden so die Ausdrücke [zu deren jeweiligen Benennungen]. Nur kommt es [bei diesen Hinzufügungen] darauf an, den maßgebenden Buchstaben selbst mit [in den Ausdruck] hineinzulegen; erfolgt dies, so benennt man ihn richtigerweise mit dem Ausdruck, der uns diesen Buchstaben kundgeben soll, wie etwa bei „Beta“ für das B. Du siehst, dass durch solche Hinzufügungen –wie in „Eta“ und „Tau“ und „Alpha“<sup>110</sup>– *keine* Beeinträchtigung der Bezeichnung dahingehend erfolgt, dass etwa das Wesen des Schalls [eines Buchstaben] *nicht* im ganzen Namen zum Ausdruck käme; aber *dass* dies erfolgt, *darauf* ist es dem Gesetzgeber [*unbedingt*] angekommen: So gut hat er es verstanden, den Buchstaben [des altgriechischen Alphabets] ihren [jeweiligen] Namen zu geben!“

*Hermogēnes*: „Damit dürftest du Recht haben!“ [394 St.] (...) [395 St.]

*Sokrátēs*: „(...) Mordtaten und [sonstige] Unmenschlichkeiten sind allesamt ins Verderben führend und ein Frevel [= *Atērā*] wider die Sittlichkeit [= *Aretē*].<sup>111</sup> (...) [Richtig bezeichnet werden auf solche Art diese Eigenschaften].

Auch *Zeús* scheint einen sehr glücklich gewählten Namen zu führen.<sup>112</sup> [396 St.] Doch zu erkennen ist dies nicht ohne Schwierigkeiten.

---

<sup>109</sup> Dieser Aussage nach sind von dem Lehrer, der *Plátōn* in die Grammatik des Attischen eingeführt hatte, das Epsilon und Ypsilon und Omikron und Alpha nicht durch Zusätze benannt worden, sondern so, wie im lateinischen ABC, durch sich selbst.

Aber wenig später behauptet er für Alpha das genaue Gegenteil.

<sup>110</sup> Ob *Plátōn* hier bei einer –zu einer aufgrund von Kritiken fällig gewordenen– Neuauflage beim Vornehmen von Veränderungen –in seinen eigenen Worten gesagt: von Verjüngungen und Verfeinerungen– geschlampt hat, oder ob nach seinem Tod sein Neffe beim Überarbeiten der Vorlage ins Stolpern geraten ist, das wird wohl nie mehr zu entscheiden sein.

<sup>111</sup> Erstaunlich ist hier dieses: Ich hätte erwartet, dass *Plátōn* hier den *Gegen* satz der Begriffe „Frevel“ und „Sittlichkeit“ so ausmünzt, dass er erklärt:

»Liest (und schreibt) man „*atērā*“ *gegen* die Lese-Richtung –d.h.: von hinten nach vorne–, so wird daraus zunächst „*áretā*“; und daraus wird durch geringfügige Änderung der Vokale –wie dies bei den einzelnen griechischen Dialekten auch in anderen Fällen zu beobachten ist– dann gleitend „*aretē*“. Und in der umgekehrten Richtung erfolgt dies genauso.«

<sup>112</sup> Der spätere Herr der olympischen Götter –der indogermanisch-ursprüngliche Berg- und Wettergott– wird zumeist mit „*Zeús*“ bezeichnet, gelegentlich aber auch mit „*Diós*“.

Dabei scheinen sich jedoch bereits in vorgeschichtlicher Zeit zwei Bezeichnungen –vielleicht mit geringfügig verschiedenen Bedeutungen– differenziert zu haben:

(a) Lat.: „*deus*“ [in Kapitälchen geschrieben: „*DEVS*“], Skr: „*deva*“, Gr: „*diós*“, Germ.: „*tyr*“, und  
(b) Gr: „*zeýs*“ [= „*zeús*“], Germ.: „*ziu*“.

Gegenwärtig wird der Ausdruck „*Zeús*“ auf die Wurzel Idg.: \* „*diu*“ [= hell, Tag] zurückgeführt, mit Germ.: \* „*tiwaz*“, Lat.: „*deus*“, und Skr: „*deva*“; vgl. hierzu Ved.: „*dyaúh pita*“ [= „Himmels-Vater“].

In der alt-griechischen Mythologie ist *Zeús* der Schänder seines Vaters *Krónos*. Das dürfte den folgenden historischen Hintergrund haben: Die teils friedlich und teils kriegerisch von Norden nach Griechenland eingedrungenen Nomadenstämme haben mit dem Entkräften der vor-griechischen Bevölkerung auch deren Götter –die Titanen– entkräftet, wenngleich nicht vernichtet. Vermutlich hatten zuvor die Titanen unter *Krónos* die *Koureten* [= *Koyrhētes*] entkräftet, die sich danach nur auf Kreta und ansonsten auf der Halbinsel in einigen Nischen auf Bergeshöhen halten können. Möglicherweise haben die Olympier aus dem Norden

Denn des Diós' Name birgt geradezu einen ganzen Satz in sich, den wir aber in zwei Hälften teilen und uns bald der einen Hälfte und bald der anderen bedienen; denn man nennt ihn manchmal „Zêna“ und manchmal „Día“. Miteinander zur Einheit verbunden, offenbaren diese beiden Bezeichnungen das Wesen des Gottes, ganz entsprechend dem eigentlichen Zweck des Ausdrucks, der ja –meiner Behauptung zufolge– eben dies zu leisten imstande sein soll.

Denn es gibt für uns –wie für alle Anderen– kein Wesen, das in höherem Ausmaß die Ursache des Lebens [= des Zên] wäre als dieser Beherrscher des Weltalls. Folglich wird dieser Gott mit Recht durch seinen Namen als derjenige gekennzeichnet, durch [= diá] den allen Lebewesen das Leben [= das Zên] zuteil wird. So ist dieser Name zwar, wie gesagt, eigentlich *einer*, wird jedoch [auf solche Weise] in „Día“ und „Zêna“ aufgeteilt.

Folglich wird mir Recht dieser Gott *durch seinen Namen* als derjenige bezeichnet, durch [= diá] den alle Lebewesen das Leben [= zên] zuteil wird.

So ist dieser Name zwar einer; aber geteilt wird er dennoch in „Día“ und „Zêna“.

Dieser eine Gott (...) ist der Abkömmling der großen Verstandeskraft [= Diánoia]; denn sein Vater Krónos [trägt diesen Namen als] Bezeichnung der Reinheit und Ungetrübtheit seines Verstandes [= Noûs].

Gezeugt worden ist Kronos (...) von seinem Vater Ouranós [mit seiner Mutter Gê]; und das Aufblicken nach oben wird treffend mit dem Ausdruck „himmlisch“ [= „ouranía“] wiedergegeben, gemäß: „hinaufblickend auf das, was über uns ist“ [= „chrôsa to áno“]. (...)

Und von dort her, mein Hermogénes, kommt – wie dies uns die Meteorologen berichten – uns auch der reine Verstand, weshalb der Himmel [= Ouranós] seine Benennung zu Recht trägt.<sup>113</sup>

{Ja, hätt' ich die von Hesíodos gegebene Geschlechterfolge [der Proto-Götter und Götter und Halbgötter] mit allen von ihm aufgezählten höheren Vorfahren noch im Gedächtnis, so würd' ich mit der Prüfung der Richtigkeit ihrer Namen nicht eher aufhören, bis ich die Leistungskraft dieser Art von Weisheit gründlich durchprobiert hätte: ob sie nämlich versagen wird oder nicht, diese Weisheit, die mich jetzt plötzlich – ich weiß nicht woher– in solchem Ausmaß überfallen hat!“

---

zunächst mit den Koureten paktiert, so lange jedenfalls, bis sie die Titanen in die Knie gezwungen hatten und sodann die Koureten nicht mehr benötigten, weshalb dann Zeús –den die Koureten nach dessen Geburt beschützt und gerettet hatten– sie zum Dank mit seinem Blitz-Strahl vernichtete.

<sup>113</sup> Bis dahin hat Plátōn seine Etymologie ernsthaft vertreten. Nun erfolgt ein –von mir durch geschweifte Klammern gekennzeichneter– Einschub, in dem Plátōn sich über sein etymologisches Verfahren lustig macht. Ich erkläre mir dies so:

(1) Dieser Einschub hat in der 1-ten Auflage seiner Schrift gefehlt.

(2) Antisthénéēs und andere Sokratiker haben sich über diese Lehre lustig gemacht und sie durch analoge Beispiele ad absurdum geführt.

(3) Auch die Schüler und Anhänger des Euthýphron haben da mitgelacht.

(4) Plátōn hat daher in einer rasch –allzu rasch und nicht ganz durchdacht– erstellten 2-ten erweiterten und verbesserten Neuauflage diesen Spott durch die –angeblich bereits vorab erfolgte– Selbstironie zu unterlaufen getrachtet.

*Hermogénes:* „Ja, mein *Soḱrátes*! Du scheinst mir geradezu wie die Begeisterten – wie die Enthusiasten – plötzlich in Orakeln zu reden!“

*Soḱrátes:* „Und, mein *Hermogénes*, den Grund für diese Begeisterung, die mich überfallen hat, führ’ ich vornehmlich auf den Einfluss des *Euthýphron* aus Prospalte zurück. Denn vom frühen Morgen ab war ich lange mit ihm zusammen und hab’ ihm zugehört: Er hat offensichtlich in seiner Begeisterung mit seiner göttlichen Weisheit nicht nur mir die Ohren gefüllt, sondern sich auch meiner *Psyché* bemächtigt.

Wir müssen daher, meiner Meinung nach, so verbleiben: Heute will ich mich noch dieser Weisheit bedienen und [durch sie] das bis jetzt noch Unerledigte über die Benennungen der Betrachtung unterwerfen; morgen jedoch, wenn euch dies recht ist, will ich ihr den Laufpass erteilen und sodann an mir die reinigende Sühnung vornehmen lassen, vorausgesetzt, ich ermittle jemanden, der sich auf solches Reinigen<sup>114</sup> versteht, sei’s nun ein Priester oder sei’s ein Sophist<sup>115!</sup>}<sup>116</sup> [397 St.]

*Hermogénes:* „Mir soll’s recht sein. Denn ich trag’ in mir das lebhafteste Verlangen, [von Dir] auch noch das Weitere über die Bezeichnungen zu hören!“

*Soḱrátes:* „So soll dein Wunsch erfüllt werden. Was soll ich dabei zum Ausgangspunkt meiner Betrachtung machen, nachdem ich nun auf eine bestimmte Grundform gekommen bin, um [vermittels ihr] zu erkennen, ob uns die Ausdrücke selber dafür Zeugnis ablegen, das ihre Erstellung nicht ein Werk des Zufalls [und der Willkür] ist, sondern dass ihr eine gewisse Regel und Richtigkeit zugrunde liegt?

Was die gängigen Namen der Heroen und der Menschen betrifft, so können diese uns leicht in die Irre führen. Viele sind nämlich im Anschluss an Benennungen ihrer Vorfahren gebildet worden und passen daher dann auf den und jenen überhaupt nicht,(...). Andere wiederum verdanken ihren Ursprung irgendwelchen guten Wünschen, wie z.B. „*Theóphilos*“ [= „*Gotlieb*“] (...).

Am meisten Wahrscheinlichkeit hat es für uns, dass wir die Richtigkeit der Erstellung der Bezeichnungen bei *den* Dingen ermitteln, die *ewigen Bestand* haben und

---

<sup>114</sup> Einer der bekanntesten Reinigungspriester der griechischen Antike war der Kreter *Epimeñdes*. Vermutlich entspricht solches sühnende Reinigen dem ur-christlichen Beichten samt dem darauf-folgenden Buße-Tun.

<sup>115</sup> Mit den Priestern –die ihm wahrscheinlich den Zugang zum *Apóllon*-Kult nicht ermöglicht haben– hat es der gute *Plátōn* eben garnicht. Und daher stellt er sie hier auf die Ebene der Sophisten, dabei die Ausdrücke „Priester“ und „Sophist“ beide mit dem ihnen von ihm verliehenen Beigeschmack versehen.

<sup>116</sup> Dieser Sarkasmus lässt den Verdacht au kommen, dass es *Plátōn* in solchen –wohl: nachträglich hinzugefügten– Absätzen seiner Schrift mit der Etymologie der Götternamen nicht sehr Ernst ist, sondern dass er damit die Etymologen unter seinen Gegnern ironisieren will.

Dass dem wohl so ist, darauf hat mich Philipp Brandenburg aufmerksam gemacht.

Diese –alles andere als abwegige– Vermutung bestärkt mich darin, von seinen etymologischen Auffassungen hier nur das Interessantere wiederzugeben.

Ich gehe hingegen –und dies mit Gründen– davon aus, dass die meisten Teilstücke dieses Textes von *Plátōn* ernst gemeint gewesen ist.

Desgleichen geh’ ich davon aus, dass er seine Darlegung zu den Namen der Buchstaben noch ernst gemeint hat; denn diese ist eine sinnvolle Ergänzung seiner Allgemeinen Lehre von der Richtigkeit der Namen, die dann gegeben ist, wenn der Name die Form des durch ihn Benannten enthält.

*immer gewesen* sind. Denn gebührendermaßen wird sich der Eifer [der Gesetzgeber] bei der Erstellung der benennenden Ausdrücke vor allem auf eben diese Bezeichnungen geworfen haben.

Aber vielleicht verdanken einige von ihnen ihren Ursprung einer höheren Kraft als der menschlichen, demnach einer göttlichen Kraft.“<sup>117</sup>

*Hermogénes:* „Deine Worte haben meinen vollen Beifall, mein Sokrates!“

*Sokrates:* „Daher ziemt es sich doch wohl, bei den Göttern zu beginnen und dabei zu erwägen, inwiefern diese Götter eben diesen Namen [„Götter“] erhalten haben.“

*Hermogénes:* „Das hat viel für sich!“

*Sokrates:* „Meine Vermutung geht nun dahin: Die ersten Menschen, die hier in Griechenland aufgetreten sind, glaubten nur an jene Götter, an die noch jetzt viele Nicht-Griechen glauben, nämlich: an Erde–Himmel–Sonne–Mond–Sterne. Da sie nun alles dies stets in rascher Bewegung und im Dahinlaufen [= im Laufen, im Théonta] bemerkten, deswegen bezeichneten sie wegen dieser natürlichen Eigenheit des Laufens [= Theîn] die Götter [= Theoús] als Läufer;<sup>118</sup> und als diese Menschen dann auch noch andere Götter kennenlernten, behielten sie diese Bezeichnung<sup>119</sup> bei und wendeten sie auch auf die weiteren Götter an.

Kann diese Behauptung als wahrscheinlich gelten?“

*Hermogénes:* „Als höchstwahrscheinlich sogar!“

*Sokrates:* „Was wäre nun weiterhin zu betrachten? Ich meine: die Daimonen, die Heroen, die Menschen?“

*Hermogénes:* „Die Daimonen!“

*Sokrates:* „In der Tat, mein Hermogénes: Was könnte der Name „Daímon“ denn bedeuten? Erwäge, ob an meiner Meinung etwas richtiges dran ist!“

*Hermogénes:* „Lass‘ sie mich dann hören!“ [398 St.] (...)

*Sokrates:* „Die Guten, sind diese nicht vernünftig?“

*Hermogénes:* „Ja!“

*Sokrates:* „Und diese Eigenschaft legte [der Gesetzgeber] –meiner Ansicht nach– ganz entschieden den Daimonen bei: Weil sie vernünftig und einsichtsvoll [= daémones] waren, nannte er sie „Daímonas“; und in unserer älteren Sprache<sup>120</sup> findet sich dieses Wort auch wirklich.

Er trifft also das Richtige: er wie auch andere Dichter, die da behaupten: „Wenn einer als tugendhafter Mann<sup>121</sup> gestorben ist, so ist ihm hohes Lob und [würdige] Ehre beschieden; und er wird zum Daímon erhoben gemäß der Bezeichnung, die auf Vernunftinsicht hinweist.

---

<sup>117</sup> Gegen ein solches Argumentieren wehrt sich Pláton später; siehe den Text zu FN 187.

<sup>118</sup> Inwiefern diese ersten Menschen in Griechenland –bei dem bei ihnen vorausgesetztem und auch von Pláton noch geteilten– geozentrischen Weltbild sowohl die Erde als auch das sie umfassende Himmelsgewölbe –auf dem sich die Sterne bewegen– als bewegt erkannt haben, diese Frage stellt sich Pláton nicht. Und er beantwortet sie daher auch nicht.

<sup>119</sup> Man ist geneigt, hier hinzuzufügen: aus Gewohnheit!

<sup>120</sup> Nach der jüngeren altgriechischen Sprache müsste „Daimónia“ geschrieben werden.

<sup>121</sup> Zur Tugendhaftigkeit hat bei den alten Griechen auf jeden Fall die Tapferkeit gehört. Angst hingegen –die Pláton, wie er dies von sich beschreibt, in Syrakus um sein eigenes Leben gehabt hat– zeigt an, dass der Angst-Träger ohne Tugend –und damit ohne Vernunftinsicht– ist.

Daher bin ich der Ansicht, dass, wer tugendhaft ist, in daimonischer [= daimónios] Art göttlich ist, im Leben wie im Tod, und daher zu Recht „Daímon“ genannt wird.“

*Hermogénes:* „Auch ich, mein lieber Sōkrátēs, darf mich ganz zu deiner Ansicht bekennen. (...)“ (...) <sup>122</sup> [399 St.]

*Sōkrátēs:* {„Es scheint, du setzt, [den Ausdruck „Mensch“ betreffend], dein Vertrauen auf die [von mir] vom Eutýphron empfangene begeisterte Anregung!“

*Hermogénes:* „Offenbar!“

*Sōkrátēs:* „Das tust du zu Recht. Denn auch der Einfall, der mir eben jetzt gekommen ist, scheint mir ganz sinnreich zu sein; und wenn ich nicht auf der Hut bin, so werd' ich –wie ich fürchte– mich noch heute in die Lage gesetzt sehen, an Weisheit über alles vernünftige Maß hinausgewachsen zu sein.}

Erwäge nun, was ich vortrage.

Vor allem muss man bei den Ausdrücken im Auge behalten, dass ich oftmals Buchstaben teils einschiebe und teils weglasse, wie es mir für die Ableitung [des jeweiligen Ausdrucks] gerade geeignet erscheint, dass ich den Akzent verschiebe, (...) dass ich die scharfe Betonung zu einer schweren Betonung umgestalte oder entgegengesetzt vorgehe, und dass ich ein Satzgebilde zu einem einzigen Ausdruck zusammenziehe.“

*Hermogénes:* „Das trifft zu.“ (...) <sup>123</sup>

*Sōkrátēs:* „{Über den Ausdruck „Psyché“ magst du, wenn du nicht dagegen bist, noch die folgende [Ableitung] hören. Ich glaube nämlich, dass ich auf etwas gekommen bin, [400 St.] was für die Anhänger des Eutýphron <sup>124</sup> mehr Überzeugungskraft hat als das von mir hierzu zunächst Vorgetragene, was sie ja als Plumpheit erklären und verächtlich von sich weisen. Vielleicht stimmst du dem Folgenden zu.“

*Hermogénes:* „Nur heraus damit!“}

*Sōkrátēs:* „Was die Phýsis des ganzen Sōmas hält und trägt, sodass das Sōma lebt und sich bewegt, was ist dies anderes als die Psyché? (...)“

*Hermogénes:* „Nichts anderes!“

*Sōkrátēs:* „Und weiter, was die Phýsis aller anderen Dinge betrifft, glaubst Du da nicht mit Anaxagóras, dass es das Noûs und die Psyché sind, die [dem Physischen an den Dingen] Halt und Ordnung geben?“ <sup>125</sup>

---

<sup>122</sup> Es folgt nun Plátōn's Etymologie zu „Heros“, die ich –zu Plátōn' Ehrrettung– besser nicht wiedergebe. Oben folgt ein –sachlich unergiebig– ironischer Einschub, der keinesfalls von Humor getragen ist.

<sup>123</sup> Es folgen nun Plátōn's Etymologie zu „Mensch“, die ich gleichfalls nicht wiedergebe, und desgleichen auch –von dem oben folgenden kleinen Teil abgesehen– nicht die zu „Psyché“, zu „Sōma“ und zu „Phýsis“. Nur den ironischen Teil geb' ich in geschweiften Klammern wieder.

<sup>124</sup> Dieser Eutýphron hat demnach eine semantisch-linguistische Hochschule ins Leben gerufen und geleitet. Zu ihr will Plátōn mit den –oben stark verkürzt wiedergegebenen– breiten Ausführungen in Konkurrenz treten.

Möglicherweise haben die Schüler des Eutýphron die in der 1-ten Auflage aufgeführten Etymologien Plátōn's zerp lückt. Und Plátōn hat darauf in der 2-ten –nach seinen Worten: verfeinerten und verjüngten– Auflage des Textes mit Einschüben von der Art reagiert, die ich oben in geschweifte Klammern setze.

<sup>125</sup> Diese –wenn gleich kurze und lache– Verneigung Plátōn's vor Anaxagóras verdient es, beachtet und festgehalten zu werden.

*Hermogénes:* „Gewiss!“

*Sōkrátēs:* „Dann ist es ganz in Ordnung, den Ausdruck „physéche“ [= „stoff-erhaltend“] derjenigen Kraft [als deren Benennung] beizulegen, welche das Physische [= Stoffliche, Materielle] [zusammen-]hält. {Drehselt man nun an „physéche“ dergestalt herum, [dass man in den ersten beiden Silben „physé“ das Buchstabenpaar „ys“ zu „sy“ vertauscht, sodann das „phs“ zu „ps“ verschmilzt, danach in „psyéche“ das „éch“ durch Vertauschung zu „ché“ werden lässt, und schließlich in der so entstandenen letzten Silbe „ché“ das „é“ in „é“ aufgehen lässt, so ist dies der geschichtliche Ablauf des] Entstehens von „Psyché“.

*Hermogénes:* „Allerdings; und mir kommt dies kunstvoller vor als jene andere [Erklärung, gegen die die Anhänger des Eutyphron Einwände vorgetragen haben!]“

*Sōkrátēs:* „Das ist es auch. *Lächerlich* freilich nimmt es sich in der Tat aus, wenn es mit der Benennung *diese* Bewandtnis hat!“<sup>126</sup>

*Hermogénes:* „Aber wie verhält es sich mit dem Anderen?“

*Sōkrátēs:* „Du meinst wohl den Ausdruck „Sōma“?“

*Hermogénes:* „Ja.“

*Sōkrátēs:* „Hier kommen, wie mir scheint, verschiedene Bedeutungen in Betracht, wenn man an ihm nur ganz geringfügige Veränderungen vornimmt.

Denn Einige sagen, dass die Psyché durch das Sōma mitteilt, was sie mitzuteilen hat, und dass sie aus diesem Grund „Sēma“ [= „Zeichen, Mitteilung“] genannt wird.

[Andere] erklären das Sōma für ein Grabmal [= Sēma] der Psyché, als läge sie bereits während ihres jetzigen Lebens bereits im Grab.

Doch haben –meiner Ansicht nach– vor allem die Anhänger des Orpheús [diese Bedeutung] des Ausdrucks „Sōma“ aufgebracht, da sich –deren Auffassung nach– die Psyché hier in einem Büßer-Zustand befindet: Sie büßt [in diesem Sōma] für ihre Vergehungen [in vorangegangenen Leben mit anderen Sōmas].

Das Sōma ist demnach eine die Psyché festhaltende Umwallung, gleichsam ein Gefängnis, um darin bewahrt zu werden [= sózetai]. Das Sōma ist demnach, gemäß seiner Benennung, der Aufbewahrungsort [= Sōma, Behältnis, Gewahrsam] der Psyché, in dem sie bis zum Abbüßen ihrer Vergehen zu verbleiben hat.

Und es bedürfe [zur Bestimmung dieser Bedeutung des Ausdrucks] nicht der Abänderung auch nur eines einzigen Buchstabens.“

*Hermogénes:* „Das dürfte nun, mein Sōkrátēs, hiermit genügend abgehandelt sein. Was aber die Namen der Götter betrifft, kannst du darüber nicht in vergleichbarer Weise, in der du vorhin vom Namen „Zeús“ untersucht hast, nun eine Betrachtung anstellen, die mir über die Richtigkeit dieser Ausdrücke, die ihre Namen sind, Auskunft gibt?“

*Sōkrátēs:* „Jawohl, mein Hermogénes! *Ich* könnten es bei gesunder Vernunft wahrhaftig, und dies auf die einzig richtige und beste Weise: Ich würde dann nämlich sa-

---

Möglicherweise hat der historische Sōkrátēs beim Behandeln von Themen dieser Art stets die Lehre des Anaxagóras mit einbezogen, sodass –weil dies noch bekannt gewesen ist– Pláton daran nicht gänzlich vorbeigehen können.

<sup>126</sup> So schlägt Pláton hier mit beißender Ironie zurück.

Hingegen scheint mir seine folgende Ausführung zu „sōma“ ernst gemeint zu sein.

gen, dass wir über die Götter nichts wissen,<sup>127</sup> weder über sie selber noch über die Namen, mit denen sie sich selber benennen; denn offensichtlich bedienen *sie* sich der *wahrhaftigen* Namen.

Eine weitere Art ihrer richtigen Benennung ist jedoch die, derer *wir* uns dem Brauch gemäß in Gebeten bedienen: Mit *denjenigen* Ausdrücken, durch die wir sie dann besonders gerne anzurufen pflegen, *benennen* wir sie dabei, [401 St.] weil unser Wissen [über sie] nicht weiter reicht. Und diese Sitte erscheint mir als sehr berechtigt.

Wenn es dir also recht ist, so will ich meiner Betrachtung die Annahme zugrundelegen, wir hätten den Göttern ausdrücklich angekündigt, dass wir uns über sie selbst kein Urteil erlauben werden –denn wir nehmen für uns keine Zuständigkeit für solche Betrachtungen in Anspruch–, sondern über die Menschen, nämlich: über die Vorstellungen, von denen *diese* sich bei ihren Namensgebungen für die Götter haben leiten lassen.<sup>128</sup> Denn so bleibt der Friede mit den Göttern gewahrt.“

*Hermogénes*: „Dieser Vorschlag, Sokrates, erscheint mir durchaus als angemessen; und so lass uns ihm folgen!“

*Sokrates*: „Wollen wir daher, dem Brauch gemäß, mit „Hestia“ den Anfang machen?“

*Hermogénes*: „So gehört sich's!“

*Sokrates*: „Von welchem Gedanken mag sich nun wohl derjenige haben leiten lassen, der der Hestia diese ihre Benennung gegeben hat?“

*Hermogénes*: „Nun, [das zu ergründen], das ist wahrhaftig ebenfalls keine leichte Aufgabe.“

*Sokrates*: „Soviel jedenfalls scheint sicher, mein Hermogénes, dass die ersten Namensgeber keine Schwachöpfe gewesen sind, sondern durchaus Kenner der Phýsis und der Dialektik.“<sup>129</sup>

*Hermogénes*: „Wieso denn?“

*Sokrates*: „Mir scheint es ganz klar, dass das Erstellen der [richtigen] Ausdrücke auf Männer von *solcher* Art zurückzuführen ist.

Und man braucht nur die Bezeichnungen anderer Mundarten [als der attischen] in Betracht zu ziehen, um bestätigt zu finden, was jeder einzelne Ausdruck besagt.

So verwenden ja für das, was wir mit „Ousia“ [= „Sein, Wesen“]<sup>130</sup> benennen, manche den Ausdruck „Essia“, andere hingegen „Osia“.

---

<sup>127</sup> Dies mag durchaus als eine –versteckte und verschämt durchgeführte– Ein-Achtel-Verneinung vor Protagoras erachtet werden:

Diese Schrift „Über die Götter“ ist dem Protagoras in Athen zum Verhängnis geworden.

<sup>128</sup> Dabei müsst' es sich ja dann doch wohl um die Gesetzgeber –kontrolliert durch die Dialektiker aus der Akademie Platon's– handeln.

Ich gehe davon aus, dass Formulierungen dieser ehrfürchtigen Art lange vor dem Erstellen des „Timaios“ verfasst worden sind, dies mit Blick auf seine dort erfolgte flapsige Bemerkung über die –von den Gestirnen sowie von deren Hersteller verschiedenen– Götter.

<sup>129</sup> Hier hat man sich an die Parabel des Zimmermanns und des Steuermanns zu erinnern: Der Steuermann eines Bootes entscheidet kompetent, ob der Zimmermann das Ruder fachgerecht hergestellt hat. In eben dieser Weise beaufsichtigt der –natürlich im *platonischen* Wortsinn zu ermittelnde– Dialektiker den Gesetzgeber bei dessen Erstellung der richtigen Ausdrücke.

Mit Blick auf den Ausdruck „Essía“ scheint das Wesen der Dinge richtigerweise „Hestía“ genannt zu werden, zumal wir [Attiker] in Vorzeiten offenbar den Ausdruck „Essía“ anstelle von „Ousía“ benützt haben. Auch kann man den Brauch der Opfer-Darbringungen als Zeugnis *dafür* ansehen, dass den Namengebern dabei eben dieser Gedanke vorgeschwebt ist; denn vor allen übrigen Göttern zuerst der Hestía zu opfern, das ziemt sich für diejenigen, die das Wesen des Weltalls mit „Hestía“ bezeichnet haben.

{Was sodann jene betrifft, die den Ausdruck „Oúsía“ verwenden, so glauben diese wohl mit Herákleitos, alles sei in Bewegung, und nichts stehe still; Ursache und Prinzip dieser Bewegungen sei dabei das Stoßende [= Othoûn]. So rechtfertigt sich [für sie] auf's Beste die Bezeichnung „Oúsía“.

Das hier Gesagte mag man dabei als eine Darlegung von solchen [Zeitgenossen] erachten, die keine Einsicht in das eigentliche Wesen der Dinge haben.}<sup>131</sup> (..)

{Den Namen „Krónos“ hab' ich zwar bereits besprochen; indess war es mit dieser Besprechung vielleicht doch nicht ganz richtig bestellt.“<sup>132</sup>

*Hermogénes*: „Wieso, Sokrátes?“

*Sokrátes*: „Mein Bester! Ein ganzer Schwarm von Weisheit drängt sich meinem Geist auf!“

*Hermogénes*: „Und von welcher Art ist dieser?“ [402 St.]

*Sokrátes*: „Es mag allerdings lächerlich klingen. Doch ich glaube, dass die Sache eine gewisse Wahrscheinlichkeit hat.“

*Hermogénes*: „Und worin besteht diese?“

*Sokrátes*: „Mir kommt es dabei vor, als stünde Herákleitos vor mir, so, wie dieser dabei allerhand altertümliche Weisheiten auskramt,<sup>133</sup> mit Anklängen unverkennbar aus der Zeit des Krónos und der Rhéa, die auch Hómeros bereits zum Ausdruck gebracht hat.“<sup>134</sup>

*Hermogénes*: „Wie meinst du das?“]

*Sokrátes*: „Herákleitos hat doch wohl gesagt, alles sei in Bewegung, und nichts habe Bestand; und indem er die Dinge mit der Strömung eines Flusses vergleicht, sagt er, man könne den Fuß nicht zweimal in den nämlichen Fluss setzen.“<sup>135</sup>

---

<sup>130</sup> Siehe hierzu Plátōn's spätere Ableitung dieses Ausdrucks in [421 St.].

<sup>131</sup> Ich beziehe diese merkwürdige Wendung darauf, dass man zum Ausdruck „Oúsía“ dann gelangt, wenn man –nach Plátōn: wie z.B. Herákleitos– keine Einsicht in das eigentlich Wesen der Dinge –*nämlich*: in Plátōn's ewige und unveränderliche Ideen– hat.

Seitenhiebe wie dieser –wohl spätere– Zusatz zeigen Plátōn's problematischen Charakter auf.

<sup>132</sup> Plátōn zeigt hier keinesfalls Humor, sondern lediglich Ironie.

<sup>133</sup> Der Hochachtung Plátōn's vor Herákleitos sind offenkundig ganz enge Grenzen gesetzt.

<sup>134</sup> Ich kann mir nicht gut vorstellen, dass Herákleitos seine Zeit mit solchen simplen etymologischen Spielereien verplempert hat. Und dem Plátōn, der ja doch ein gebrochenes Verhältnis zur genauen historischen Berichterstattung hat –seinen eigenen Bericht von Syrakus dabei durchaus nicht ausgenommen–, wird ihm diese Darstellung der Lehre des Herákleitos nur der abnehmen, der dem Plátōn auch sonst blind und bedingungslos glaubt und vertraut.

<sup>135</sup> Sokrátes hat noch eine Abschrift des Werk des Herákleitos, die ihm sein Freund und Schüler Euripídes geliehen hatte, sorgfältig studiert. Plátōn hingegen gibt sich den Anschein, er habe von den Vorsokratikern allenfalls den Buchtitel und die ersten zwei Sätze zur Kenntnis ge-

*Hermogénes:* „So ist es!“

*Sokrátēs:* „Dann aber weicht derjenige, der den Vorfahren der übrigen Götter die Namen „Rhea“ und „Krónos“ gab, in seiner Denkweise nicht von Herákleitos ab. Oder glaubst du etwa, [dieser Kenner] habe diesen beiden [Göttern] diese beiden –von strömendem Wasser hergenommenen– Bezeichnungen gegeben, [da „Rhéa“ ihren Namen doch von „rheo“ bzw. „rheîn“ hat, somit von „fließen, strömen“, und „Krónos“ den seinen von „Kroûnos“ und demnach von „Quelle“]? (...)“

Achte darauf, wie genau alles dies sowohl miteinander zusammenstimmt als auch auf die Sprüche des Herákleitos hinweist!“

*Hermogénes:* „Deine Bemerkung, mein Sokrátēs, erscheint mir als [richtig und] wohlbegründet. (...)“<sup>136</sup>

*Sokrátēs:* „(...) [403 St.]<sup>137</sup> Was nun den Namen „Ploúton“ betrifft so stammt dieser von einer Bezeichnung her, die mit dem Spenden von Reichtum zu tun hat; denn der Reichtum [= Ploûtos] kommt aus der Tiefe der Erde [zu uns] empor.

Was jedoch den Ausdruck „Háideŷ“ anbelangt, so sind die meisten Leute der Ansicht, mit ihm werde das Unsichtbare [= Aeidés] bezeichnet; und aus Furcht vor diesem Namen nennen sie [dessen Namensträger] daher „Ploúton“.“

*Hermogénes:* „Und wie denkst du darüber, Sokrátēs?“

---

nommen. Wie dies genau zu verstehen ist, das weiß ich nicht. Ich tappe dabei in dem folgenden Irrgarten von Erklärungsmöglichkeiten herum:

(A) Plátōn hat diese Werke –und insbesondere die Sprachphilosophie und die Semantik des Anaxagóras– durchaus genau gelesen und studiert, hat aber in seiner Gier nach Ruhm und Anerkennung –wovon Diogénes Laértios berichtet– zwar bei diesen großen Philosophen geraubt und geplündert, hat sie jedoch –ähnlich wie in diesem Dialog den Eutyphron– nur ein paar Banalitäten sagen, dies in der –zumeist zutreffenden– Erwartung, seine naiven Leser würden ja dann auf keinen Fall zu so verkürzt wiedergegebenen Schriften greifen.

(B) Plátōn hat diese Werke –die ihm durchaus noch zugänglich haben sein müssen– nicht gelesen. Aus der Palette von möglichen Gründen hierfür greif ich diese heraus:

(1) Er war Legastheniker, und dies in einem Ausmaß, das es ihm nicht ermöglicht hat, anspruchsvolle Schriften über die ersten paar Sätze hinaus zu studieren. Dann aber stellt sich sofort die Frage, warum er sich diese Texte nicht von einem des Lesens und Schreibens kundigen Sklaven hat vorlesen lassen; denn seinem Mitschüler Eukleídeŷ aus Megara unterstellt er doch, dieser habe längere Texte nicht in Erinnerung behalten können und sie sich daher dann und wann von einem seiner Sklaven vortragen lassen.

(2) Er war zwar kein Legastheniker, wohl aber einer von denen, die dem Ermüden, das sich beim genauen Studieren anspruchsvoller Texte naturgemäß früher oder später einstellt, nie Paroli zu bieten willens gewesen ist.

<sup>136</sup> Niemand wird mir einreden können, Plátōn habe mit diesen –von mir in geschweifte Klammern gesetzten, weil meiner Vermutung nach erst beim Konzipieren seines späteren Traums von den nicht-fließenden Ideen hier eingeschobenen– Dialogteil den Großen aus Ephesos philosophie-historisch getreu darstellen und nicht etwa vorab lächerlich machen wollen, dies zu dem Zweck, die gegenteilige –vom historischen Kratylos erweiterte und vervollständigte– Lehre beim nachfolgenden Darlegen seiner neuen Ideenlehre vorab als nicht-erwägenswert halten lassen zu können.

<sup>137</sup> Der folgende –für sich allein genommen eher belanglose– etymologische Abschnitt weist eine ganz enge Verbindung zu der in der „Apologie“ von Plátōn vom Sokrátēs berichteten Lehre vom Weiterleben nach dem Tod auf; daher geb' ich sie oben ganz ausführlich wieder.

*Sokrates:* „Mir will scheinen, als bewegten sich die [meisten] Menschen hinsichtlich der Macht dieses [auf solche Arten benannten] Gottes in mancherlei Irrtum, und als fürchteten sie ihn ohne jeglichen Grund. Denn weil ein verstorbener Mensch von da ab für immer in diesem jenseitigen [Bereich weilt], deswegen sind sie voller Angst vor ihm; und weil dann ja die Psyché –dann befreit vom Sôma– zu ihm enteilt, so wird auch dies ein Grund für ihre Ängste.“<sup>138</sup>

Mir hingegen scheint alles –die Herrschermacht dieses Gottes wie auch der Name dieses Gottes– auf das selbe Ziel hinzuweisen.“

*Hermogenes:* „Inwiefern denn?“

*Sokrates:* „Ich will dir meine Ansicht erläutern. Antworte mir daher nun: Was von beiden ist für jedes Lebewesen, um irgendwo zu verweilen, ein stärkeres Band: der [fremde] Zwang oder das eigene Begehren?“

*Hermogenes:* „Ungleich mehr, mein Sokrates, der eigene Wunsch!“

*Sokrates:* „Würden sich nun nicht Viele dem Háides durch Flucht entziehen, wenn dieser die darin Versammelten nicht durch das stärkste Band fesseln würde?“

*Hermogenes:* „Augenscheinlich!“

*Sokrates:* „Gibt es nun unter den Wünschen nicht eine Vielfalt?“

*Hermogenes:* „Ja!“

*Sokrates:* „Mit der stärksten aller Begierden fesselt er sie demnach, weil er sie mit dem wirksamsten Mittel festhalten will.“

*Hermogenes:* „Ja.“

*Sokrates:* „Gibt es nun [für Jemanden] einen höheren Wunsch als den, dass er sich im ständigen Zusammensein mit einem Anderen durch diesen sich eine sittliche Besserung für sich erhofft?“

*Hermogenes:* „Ganz undenkbar –beim Zeus!–, mein Sokrates!“<sup>139</sup>

*Sokrates:* „Darum, mein Hermogenes, will also –so dürfen wir sagen– keiner der dortigen [Bewohner] hierher zurückkehren, selbst die Sirenen nicht; denn auch sie – wie alle Anderen– sind von einem Zauber gefangen: gefangen, wie es scheint, durch die fesselnden Reden, die Háides ihnen vorzutragen weiß.

Kurz und gut: Dieser Gott ist –nach meiner Darlegung jedenfalls– ein vollendeter Sophist<sup>140</sup> und ein großer Wohltäter der Seinen; denn auch den [noch] hier weilenden

---

<sup>138</sup> Mir ist gänzlich unklar, was die von Pláton hier vorgenommene Unterscheidung von „der Verstorbene“ und „die Psyché des seines Sômas entledigten [Verstorbenen]“ bewirken soll.

Die Formulierung: „Jemand, der *einmal* gestorben ist, weilt *für immer* im jenseitigen Bereich“ deckt sich mit entsprechenden Aussagen in Pláton’s „Apologie“.

<sup>139</sup> Diese hier kurz angedeutete sokratische Sicht des nach Sittlichkeit Strebenden deckt sich gleichfalls mit Pláton’s Wiedergabe der Abschluss-Rede des Sokrates in der „Apologie“.

Für *Kant* ist *dies* wohl der Ansatzpunkt für seine *praktische* Lehre von der Unsterblichkeit der Seele gewesen. Denn ein moralisch handelndes Wesen hat ein Recht darauf, *daran zu glauben*, dass es sich auch nach dem Ableben weiter und weiter sittlich vervollkommen kann.

Für *Pláton* hingegen ist dies wohl der Ansatzpunkt für sein Rechtfertigen seiner eigenen Pädophilie gewesen, wie diese von ihm im „Phaidros“ breit dargelegt und sodann im „Symposion“ verfeinert [und vielleicht auch verjüngt] vorgetragen wird.

<sup>140</sup> Dies ist eine der ganz wenigen –wohl: frühen– Stellen, an denen Pláton den Ausdruck „Sophistés“ [= „Weisheitslehrer“] nicht in einer emotiv-negativen Art aufgeladen gebraucht.

Menschen spendet er große Güter aus den Tiefen.<sup>141</sup> Reichen Über luss hat er dort; und, auf diesen bezogen, hat er dann den Namen „Ploúton“ erhalten.

Und dass er andererseits das Zusammensein mit den Menschen, solange diese noch in ihrem Sôma weilen, nach Möglichkeit meidet, vielmehr erst dann mit ihnen zusammen sein will, [404 St.] sowie deren Psyché frei von allen Übeln und Begierden des Sômas ist, scheint dir dies nicht als ein Zeugnis dafür zu sein, dass er ein wirklicher Philosoph ist,<sup>142</sup> der genau bedacht hat, dass er eine jede Psyché durch *dieses* Mittel [seines zauberhaften Redens] festhalten kann, durch diese –milde wenngleich wirksame– Fessel, die im Wunsch nach Tugend liegt, während diejenigen, die noch im Bann der körperlichen Leidenschaft und Raserei stehen, selbst sein Vater Krónos mit dessen Fesseln, die ihm die Sage beilegt, nicht festhalten kann?“

*Hermogénes*: „Das scheint mir aller Beachtung wert zu sein, mein Sokrátes!“<sup>143</sup>

*Sokrátes*: „Und, mein Hermogénes, was den Ausdruck „der Háides“ betrifft, so geht man, wenn man ihn auf das *Unsichtbare* [= Aeidés] zurückführt, völlig fehl.<sup>144</sup>

Vielmehr ist es das Wissen alles Schönen [= aeí eidénai], wovon Háides durch den Namenbildner die Benennung erhalten hat.“<sup>145</sup>

*Hermogénes*: „Gut! Aber wie steht es mit [den Ausdrücken] (...) „Apóllon“ [und „Ártemis“]? Wie erklärst du diese?“ (...)

---

Zu vermuten ist daher auch aus *diesem* Grund, dass er diesen Teil des vorliegenden Dialogs lange vor dem –stufenweise erfolgten– Niederschreiben des „Sophistes“ verfasst hat.

<sup>141</sup> Plátón hat hier natürlich an die Silberminen Attikas gedacht: Gearbeitet wurde in diesen Bergwerken hauptsächlich von vormals in Tempel-Vorhallen ausgesetzten Säuglingen von deren Erreichen des zwölften Lebensjahrs ab.

<sup>142</sup> Dieser –nach meiner Vermutung erst in einer späteren Auflage hinzugekommener– Absatz klingt sehr nach einem Hinweis Plátón's auf sich selbst: auf sich, der –anders als Sokrátes– ja nicht auf dem Marktplatz mit jedem spricht, der mit ihm sprechen will, sondern der sich vor den Mauern der Stadt in den abgeschirmten Bereich der Akademie –zu der nur ausgewählte Zustimmungswillige Zutritt haben– von den ihm nicht durchgehend Zustimmenden zurückgezogen hat.

Auch der breite Stil *dieses* Absatzes [im Vergleich zum Stil des *vorangehenden* Absatzes] kann als Indiz dafür genommen, dass es sich hier um einen deutlich später erfolgten Einschub handelt.

<sup>143</sup> Wollte man Plátón hier beim Wort nehmen, so müssten diese von Leidenschaft und Raserei Gefesselten demnach dem Háides durch eben diese Leidenschaft und Raserei durchaus entliehen können.

In der Tat! Denn diese Abwandlung der Nicht-Wiederkehrens-Lehre zur Lehre von der Nicht-Wiederkehr der Weisen bei gleichzeitigem Wiederkehr der Nicht-Weisen leitet zu Plátón's –mit brahmanistisch-jainistischen Merkmalen versehenen– Lehre von der Wiedergeburt hin.

<sup>144</sup> Allerdings besteht Plátón im „Phaidon“ darauf, dass ein Gott wie auch eine Psyché *unsichtbar* ist, gemäß Sokrátes allerdings: *unsichtbar für uns Menschen*.

Und mehr noch: Dass die Psyché unsichtbar ist, das ist für Plátón dort ein unbedingt ausreichender Grund dafür, dass sie von göttlicher Beschaffenheit ist.

<sup>145</sup> Hier würde man nun vermuten, dass Plátón –wie im „Symposion“– eine auf das Schöne ansich zugeschnittene Kurzfassung seiner Ideenlehre vorträgt. Dass dies *nicht* erfolgt,nehm' ich als weiteren Hinweis darauf, dass dieser Dialogteil zu einer Zeit entstanden ist, in der Plátón mit seinem Traum von den unentstandenen und daher unvergänglichen Ideen zwar schon seit einiger Zeit schwanger gewesen ist, sie jedoch noch nicht an's Licht der Welt gebracht hat.

*Sōkrátēs:* „Nun, das nämliche gilt, wie gesagt, auch vom Apóllōn: Viele haben Angst vor dem Namen dieses Gottes, als ob [dieser Ausdruck] irgendetwas Schreckliches in sich bergen würde. Oder hast du dies nicht bemerkt?“

*Hermogéneš:* „Ja, gewiss! Und du hast ganz recht!“

*Sōkrátēs:* „Tatsächlich aber steht –wie mir scheint– der Name dieses Gottes in besser Beziehung zum Bereich seines Wirkens.“

*Hermogéneš:* „Inwiefern denn?“

*Sōkrátēs:* „Ich will versuchen, dir meine Gedanken darüber mitzuteilen. [405 St.]

Denn meines Erachtens gibt es keinen Namen, der –als einziger– sich besser allen vier Gebieten des Wirkens dieses Gottes –als da sind: Musik, Vorhersagekunst, Heilkunst, Schießkunst– so anpassen kann, dass er sie allesamt umfasst und sie zudem –eine jede in ihrer Weise– zu erkennen gibt.

*Hermogéneš:* „Dann sprich dich weiter darüber aus! Denn mit diesem Namen hat es doch wohl eine ganz besondere Bewandnis.“

*Sōkrátēs:* „Er ist trefflich gefügt wie auch für jeden Bereich gut abgestimmt, [gleich der Musik; und er ist eben auch] ein Gott der Musik.

Er ist sodann ein Gott der Sühnungen und der Reinigungen, und dies sowohl hinsichtlich der Heilkunst als auch hinsichtlich der Seherkunst, ein Gott der Räucherungen durch Mittel der Ärzte wie auch der Seher, ein Gott der dabei verordneten Bäder und Besprengungen: Alles dies soll auf das *eine* Ziel hinweisen, nämlich: den Menschen rein an Sōma und Psyché zu machen. Oder nicht?“

*Hermogéneš:* „Unbedingt!“

*Sōkrátēs:* „Dann ist er doch der Gott, der da reinigt und abwäscht und von dergleichen Übel befreit?“

*Hermogéneš:* „Sicherlich.“

*Sōkrátēs:* „Als Arzt ist er zuständig für das [richtige und geschickte Durchführen] von Lösungen [= Apolýseis] und Abwaschungen [= Apololóúseis]; und hierzu ist dann der Ausdruck „Apoloúōn“<sup>146</sup> seine richtige Benennung.

Im Hinblick auf die Vorhersagekunst sodann –und damit auf die Wahrheit und auf das Einfache [= Haploûn], da ja Wahrheit und Einfachheit ein- und dasselbe sind–<sup>147</sup> ist die thessalische Namensform die treffendste; denn die Thessalier nennen diesen Gott „Àploun“.

Zudem ist er durch seine Schützenkunst der Pfeilwürfe [= aei Bolōn] mächtig: Er ist ein Immertreffer [= aei Bállōn].

Was aber die Musik betrifft, so muss man zu der Annahme greifen, das „a“ bedeute –wie (...) auch sonst oft– soviel wie „zusammen“ [= „homoû“]. Dementsprechend bedeutet es auch hier das *Zusammen* bei der Umdrehung des Himmels, bei der auch der Ausdruck „Pole“ [= „Póloi“] dafür bekannt ist, als auch beim Einklang im Gesang; und dieser Einklang ist –wie die Kenner der Astronomie und der Musik sagen– ein Zusammenklang, weil alles [Gestirn] nach einem bestimmten Einklang seinen Kreislauf vollzieht [= poleítai]. Dieser Gott waltet über den Einklang und Zusammenklang, indem er bei Göttern und Menschen dies alles zugleich in Umschwung setzt [= homopolōn].

---

<sup>146</sup> Diese Schreibweise orientiert sich an das vorgriechische Mykenisch.

<sup>147</sup> Als *Forschungsprinzip* gilt dies seit jeher und nach wie vor.

Ersetzt man, [der eben gemachten Annahme nach], das „homo“ durch „a“, so erhält man aus dem –das Wesen dieses Gottes zum Ausdruck bringenden– Ausdruck „Homo-polôn“ [= „Zusammendreher“] dann zunächst die [irreführende und] abschreckende Benennung „Apollôn“ [= „Störender, Dazwischenfunkender“]; und zur Vermeidung [dieser Irreführung] wird dann dem „l“ noch ein zweites „l“ hinzugefügt.

Ja, es gibt auch jetzt noch Leute –die wegen ihres Unvermögens, den richtigen Standpunkt für die [richtige] Deutung dieser Bezeichnung zu erreichen– in dieser [irreführenden] Ansicht gefangen sind und sich daher vor diesem *Namen* fürchten, so, als bedeute dieser eine Art von Vernichtung.

Tatsächlich jedoch erstreckt sich der Ausdruck [„Apóllon“] –wie ich dies soeben dargelegt habe– auf sämtliche Wirkungsgebiete dieses Gottes: auf das Einfache [= Haploûn], auf das Immer-Treffende [= Aei Bállon], [406 St.] auf das Abwaschende [Apoloûon], auf das Zusammendrehende [= Homopoloûn]; und eben deswegen ist für ihn dieser Name [„Apóllon“] gewählt worden.<sup>148</sup> (...)

Sodann scheint [seine Schwester] Ártemis ihren Namen wohl hinsichtlich ihrer Unberührtheit [= Artemés] und Sittsamkeit und wegen ihres Schwärmens für die Jungfräulichkeit erhalten zu haben. Möglich ist jedoch auch, dass der Namensgeber diese Göttin als eine der Tugend Kundige [= Aretês Ístora], und vielleicht auch wegen ihres Widerwillens des Bestellens des weiblichen Ackerlandes durch den Mann [= ton Ároton Miseí]. Aus einem dieser Gründe –[oder auch aus zweien von ihnen] oder aus allen dreien zusammen– gab der Namensbildner ihr den Namen [„Ártemis“].<sup>149</sup> (...) <sup>150</sup>

---

<sup>148</sup> Gegenwärtig wird die Benennung „Apóllon“ durchaus so gedeutet, dass der Buchstabe „a“ eine Verneinungssilbe ist und „A-Póllon“ daher mit „Nicht-Vieler, Einer“ übersetzt wird.

Allgemein wird angenommen, dass der alt-griechische Apóllon-Kult hethitischen Ursprungs ist; doch sind in ihm auch mykenische sowie –insbesondere– ägyptische Elemente enthalten.

Apóllon wird verehrt insbesondere:

- als der Gott des Lichts [= Apóllon Phoibos, Apóllon der Leuchtende] [= Hélios, Sonne],
- als der Gott des Frühlings [und der Blüte],
- als der Gott des Vorhersagens [= der Weissagung],
- als der Gott der Reinheit [und der Mäßigung],
- als der Gott der [akustischen] Künste [wie: Gesang, Lyra-Spielen, Dichtkunst],
- als Gott der Heilkunst [und der Ärzteschaft],
- als Gott der Bogenschützen.

Warum also mag Plátōn wohl den Phoibos-Aspekt des Apóllon nicht aufgeführt haben? Dass ihm dieser Aspekt gänzlich unbekannt gewesen ist, und dass ihm die Vertrautheit des Sōkrátēs mit eben diesem Aspekt gänzlich unbekannt gewesen ist, das darf wohl beides als ausgeschlossen gelten. Warum aber dann will er den platonischen Sōkrátēs so fern vom historischen Sōkrátēs zeichnen? Er selber spricht doch von der Wahrheit des Abgebildeten beim Abbilden eines Dinges. Wo bleibt dann bei ihm die Wahrheit? Und was ist bei ihm alles die Falschheit?

<sup>149</sup> Gegenwärtig wird die Benennung „Ártemis“ auf den Ausdruck „Árktos“ [= „Bär“] bezogen, somit auf den [Kleinen wie auch Großen] Bären am Firmament, somit auf den Nordpol. Demnach wäre sie eigentlich eine hoch von Norden nach Griechenland eingewanderte Göttin.

Erstaunlich ist es, wie wenig Plátōn von der Ártemis –dieser Schwester des Apóllon– mit Blick auf die Aspekte des Apóllon zu berichten weiß, wie auch, dass er die beiden Geschwister –an die vereint der historische Sōkrátēs, den Tod vor Augen, einen Abschieds-Vers gerichtet hatte– durch den Einschub einer anderen Göttin trennt.

[408 St.] Doch es ist Zeit, nun von den Göttern loszukommen!“

*Hermogénes:* „Wenigstens von den Göttern dieser Art, mein *Sokrátēs*, wenn dies dein Wunsch ist. Was hingegen sollt' dich daran hindern, Götter der Art zu besprechen, wie es Sonne, Mond, Sterne, Erde, Äther, Luft, Feuer sind?“<sup>151</sup>

*Sokrátēs:* „Das ist ja ein ganzes Bündel, das du mir da aufdrängst! Gleichwohl, wenn dir ein Gefalle damit geschieht: ich bin bereit!“

*Hermogénes:* „In der Tat, einen wahrhaftigen Gefallen [erweist du mir damit]!“

*Sokrátēs:* „Womit soll ich dann beginnen? Soll, wie bei dir, die Sonne den ersten Platz einnehmen?“

*Hermogénes:* „Jawohl!“

*Sokrátēs:* „Die Sache würde wahrscheinlich deutlicher sein, wenn man sich des dorischen Namens für die Sonne bedienen wollte. [409 St.] Bei den Doriern nämlich heißt sie nicht „*Hélios*“, sondern „*Hálios*“. Denn „*Hálios*“ würde bedeuten, dass sie nach ihrem Aufgehen die Menschen zur gleichen Stelle versammelt, oder vielleicht auch, dass sie in ihrem Lauf sich immer um die Erde<sup>152</sup> herumdreht, oder auch, dass sie während ihres Laufs den Gewächsen der Erde den Schmuck der Farben verleiht (...).“<sup>153</sup>

*Hermogénes:* „Und wie steht es mit dem Mond?“

*Sokrátēs:* {„Diese Benennung schmälert, wie mir dies scheint, den Ruhm des *Anaxagóras*.“<sup>154</sup>

*Hermogénes:* „Wieso?“

*Sokrátēs:* „[Diese Bezeichnung] scheint darauf hinzuweisen, dass die Erkenntnis, die er neuerdings<sup>155</sup> verkündigt hat –nämlich, dass der Mond sein Licht von der Sonne erhält–, schon viel älter ist.“<sup>156</sup>

*Hermogénes:* „Inwiefern?“

*Sokrátēs:* „Glanz [= *Sélas*] und Licht sind doch dasselbe.“

*Hermogénes:* „Ja.“

*Sokrátēs:* „Neu [= *néon*] und alt [= *énon*] ist nun aber doch immer [= *aef*] dieses Mondlicht, wenn nämlich die *Anaxagoräer*<sup>157</sup> recht haben.<sup>158</sup> Denn in ihrem Kreislauf

---

<sup>150</sup> Ich lass' im Folgenden auch hier im Anhang das meiste weg und geb' von seiner Etymologie nur mit Blick auf den „*Timaios*“ das wieder, was er hier zu Sonne, Mond, Sterne, Erde, Äther Luft, Feuer, Wasser schreibt, sowie mit Blick auf den „*Sophistes*“, was er hier zur Wahrheit verfasst.

<sup>151</sup> Mit „Erde“ ist *hier* natürlich nicht das Erdenrund –je nach der Anschauung: der Erdkreis oder aber die Erdkugel– gemeint, sondern das Erd-Element, der Erd-Grundstoff.

<sup>152</sup> *Hier* ist mit „Erde“ natürlich die Erdkugel gemeint.

<sup>153</sup> Das sind keine sonderlich ergiebigen Verdeutlichungen.

<sup>154</sup> Wenn bei solchen Formulierungen nicht Neid und Eifersucht mit im Spiel ist ...

<sup>155</sup> Diese Erkenntnis hat *Anaxagóras* natürlich *nicht neuerdings* verkündet; vielmehr hat er sie aus seiner Ausbildungsstätte in Milet nach Athen mitgebracht.

<sup>156</sup> Keinesfalls wird *Anaxagóras* diese Tatsache als seine ureigene Entdeckung ausgegeben haben; denn diese Tatsache dürfte den Priestern Ägyptens und Syriens bereits über ein halbes Jahrtausend zuvor bekannt gewesen sein. Hingegen wird er wohl auf seine Begründung –auf seine astronomische Theorie, die diese Tatsache auf einfach[er]e Art hat erklären können– mit Stolz geblickt haben. Aber leider verschweigt uns *Plátōn eben diese* Begründung.

um ihn<sup>159</sup> bestrahlt ihn die Sonne immer wieder auf's neue; das Alte aber ist das Licht [der Sonne] vom vorausgegangenen Monat, [das da jetzt –und dabei immer schmaler werdend– auf die Erde trifft].“<sup>160</sup>

*Hermogénes:* „Allerdings.“

*Sokrátēs:* „Es nennen ihn nun aber viele Leute „Selanaia“.“

*Hermogénes:* „Allerdings.“

*Sokrátēs:* „Weil der Glanz des Mondes immer wieder [zunächst] neu und [sodann] alt ist, wäre der passende Name für „Selaenoneoáeia“; und daraus ist durch Zusammenziehung [bei den einen] „Selanáia“ geworden [und bei anderen eben „Seléne“].“

*Hermogénes:* „Dieser Name hat allerdings einen dithyrambischen Klang, mein Sokrátēs.} (...) Und wie steht es mit Feuer [= Pÿr] und Wasser [= Hýdor]?“

*Sokrátēs:* „Mit „Pÿr“ weiß ich nichts anzufangen: {Entweder scheint mir hier Eutyphron's Muse untreu geworden zu sein, oder aber} es liegt hier eine unüberwindliche Schwierigkeit vor.

Gib acht, mit welchem Kunstgriff ich mir in solchen Fällen aus der Verlegenheit helfe!“

*Hermogénes:* „Nun, der wäre?“

*Sokrátēs:* „Du wirst es hören; antworte mir nur!

Kannst du mir Auskunft über den Ursprung des Ausdrucks „Pÿr“ geben?“

*Hermogénes:* „Ich wahrhaftig nicht!“

*Sokrátēs:* „Achte daher darauf, was ich darüber vermute!

Ich meine nämlich, dass die Griechen, zumal die unter der Herrschaft von Nicht-Griechen stehenden, viele Ausdrücke von den Nicht-Griechen übernommen haben.“

*Hermogénes:* „Was soll denn das nun?!“<sup>161</sup>

*Sokrátēs:* „Wenn man in einem solchen Fall einer Untersuchung über die Richtigkeit der Ausdrücke die griechische Sprache zugrunde legt, nicht jedoch die Sprache, aus der dieser Ausdruck stammt und herkommt, so baut man doch –wie du wohl begreifen wirst– auf Sand.“

*Hermogénes:* „Aller Wahrscheinlichkeit nach.“

*Sokrátēs:* „Also, wohlgemerkt: [410 St.] Vielleicht ist auch dieser Ausdruck „Pÿr“ nicht-griechischen Ursprungs. Denn einerseits ist es nicht leicht, ihn mit der griechi-

---

<sup>157</sup> Hier wird nun –wie indirekt auch immer– plötzlich zugegeben, dass von Anaxagóras in Athen nur noch seine Schüler –zu denen allerdings auch der historische Sokrátēs gehört hat– übrig geblieben sind.

<sup>158</sup> Also muss die diesbezügliche Lehre des mathematisch bewanderten Anaxagóras Hand und Fuß gehabt haben. Schade, dass sie uns Plátōn nicht an dieser Stelle vorgestellt hat.

<sup>159</sup> Mit „ihn“ meint Plátōn da doch wohl: [des Kreislaufs der Sonne um] den Mond ... ??

<sup>160</sup> Dies war mit Sicherheit *nicht* die Lehre des Anaxagóras. Und warum Plátōn's Schüler und Liebling Theaitētos seinen Lehrer und Liebhaber Plátōn nicht davon abgehalten hat [oder hat abhalten können], eine *solche* Lehre der Art:

„Zwei Wochen lang bescheint die Sonne den Mond mit neuem Licht; und die übrigen zwei Wochen gibt er dieses als ein nun altes Licht ab. Und das erfolgt immer wieder auf's neue!“

von sich zu geben, das wissen Plátōn's Götter!

<sup>161</sup> Diese Frage [= dieser Einwand] ist berechtigt. Denn Plátōn hatte sich eingangs gegen diese *Faulheit im Philosophieren* stark gemacht ...

schen Sprache in Zusammenhang zu bringen; und andererseits ist ja wohl bekannt, dass ihn die Phryger –mit einer kleinen Abweichung– so aussprechen.

Und in der nämlichen Weise verhält es sich ja auch mit den Ausdrücken „Wasser“ [= „Hýdor“], „Hund“ [= „Kýnes“], und vielen anderen Ausdrücken.“

*Hermogénes:* „Das trifft zu.“

*Sokrátes:* „Man darf also in diesen Fällen nichts erzwingen wollen; denn sagen könnte man schon etwas über sie.

„Feuer“ und „Wasser“ halt‘ ich mir demnach auf diese Weise vom Leib.

Aber wie steht es mit der Luft [= *Aér*], mein *Hermogénes*? Hat sie ihren Namen etwa

- ∴ davon erhalten, dass sie die Dinge von der Erde in die Höhe hebt [= *aírei*],
- ∴ oder davon, dass sie ständig im Fließen ist [*aei rheî*],
- ∴ oder davon, dass aus ihrem Fließen Wind entsteht?

Die Dichter nämlich erachten die Winde als wehende Hauche [= *Aétras*]. Vielleicht besagt dieser Ausdruck demnach nichts anderes als „*aetorrhoûn*“, was dasselbe bedeutet wie „*pneumatorrhoûn*“ [= „windstromreich“].

Über den Äther hingegen hab‘ ich ungefähr diese Meinung: Weil er stets um die Luft fließend herumläuft [= *aei theî peri ton aéra rhéon*], wird er treffend „*Aitheér*“ genannt.

Die Erde [= *Gê*] gibt sodann ihre eigentliche Bedeutung besser zu erkennen, wenn man sie mit „*Gaîa*“ bezeichnet. Denn „*Gaîa*“ wäre die richtige Benennung für die Erzeugerin [= *Gennéteira*], wie dies wohl auch *Hómēros* meint. Denn er gebraucht „*Gegási*“ für „*Gegennêsthai*“ [= „Erzeugtwordensein“].

Doch nun [hab‘ ich] genug davon!“ (...) [420 St.]

*Hermogénes:* „Wie ist es [nach deiner Meinung] mit „Meinung“ [= „*Dóxa*“] und den damit in Zusammenhang stehenden Ausdrücken bestellt?“

*Sokrátes:* „[Die *Meinung* hat] ihren Namen [„*Dóxa*“] entweder von der Verfolgung [= *Díoxis*], zu der sich die *Psyché* in Bewegung setzt, wenn sie das Wesen der Dinge zu ergründen sucht, oder vom Schuss mit dem Bogen [= *Tóxon Bolé*]; und das letztere ist das wahrscheinlichere. Zumindest stimmt der Glaube [= *Oíēsis*] damit überein. Denn dieser Ausdruck [„*Oíēsis*“] scheint eine Bewegung der *Psyché* in Richtung auf die Erkenntnis der eigentlichen Beschaffenheit [= *oîón Estin*] eines jeden Dinges zu benennen, dem ähnlich wie „*Rat*“ [= „*Boulé*“], gleichsam dem Schuss [= *Bolé*], und so, wie „*Boúlesthai*“ [= „*Wollen*“] sowohl das Streben bedeutet als auch das Sich-Beraten.

{Alle diese Ausdrücke, die mit der *Meinung* [= *Dóxa*] zusammenhängen, stellen sich als Nachahmungen des Schusses dar, genauso, wie auch andererseits das Gegenteil, die Ratlosigkeit [= *Aboulía*] ein Verfehlen des Ziels [= *Atyxía*] zu sein scheint, so, als hätte man das, wonach man zielte und schoss, wonach man verlangte und beriet, nicht getroffen.“

*Hermogénes:* „Hier wird das Gedränge deiner Darbietungen doch etwas zu bunt, mein *Sokrátes*!“

*Sokrátes:* „Nun ja, es geht dem Ende zu; und ich eile.“<sup>162</sup>

---

<sup>162</sup> *Plátōn*’s *Sokrátes* weiß natürlich hier schon im voraus, dass und wann *Plátōn*’s *Hermogénes* mit dem Nachfragen aufhören wird.

Aber man darf annehmen, dass hier ein später erfolgter Einschub vorliegt.

Und daher will ich nun noch die Ausdrücke „Notwendigkeit“ [= „Anánke“] und „Freiwilligkeit“ [= „Hekóusion“] behandeln; denn sie hängen mit dem soeben Gesagten unmittelbar zusammen.

Was nun den Ausdruck „Freiwilligkeit“ betrifft, so benennt dieser wohl das Nachgebende [= Eíkon], das keinen Widerstand Leistende, das dem Gehenden Weichende [= Eíkon tō íonti], somit das, was mit Wunsch und Willen erfolgt.

Der Ausdruck „Anankaíon“ [= „Notwendiges, Widerstrebendes, wider den Willen Erfolgendes“] bezieht sich wohl auf Irrtum und Unwissenheit. Dieser Ausdruck ist in bildlicher Anlehnung an einen Marsch durch Schluchten [= Ánke] gebildet, weil diese [Schluchten] –unwegsam, rau, und voll Gestrüpp– das Gehen hemmen. Daher vielleicht erstellt man den Ausdruck „Anankaíon“ in der Nachbildung des Marsches durch eine Schlucht.

Solang' aber unsere<sup>163</sup> Kraft noch nicht versagt, wollen wir nicht locker lassen. Und auch du darfst nicht locker lassen, sondern musst fragen!“ [421 St.]

*Hermogénes:* „So frag' ich dich denn nun nach den höchsten und herrlichsten Begriffen: nach den Begriffen „Wahrheit“ [= „Alétheia“], „Lüge“ [= „Pseûdos“],<sup>164</sup> „das Seiende“ [= „to Ón], sowie nach eben den Begriff, [der in unserem ganzen jetzigen Gespräch in Abwandlungen verwendet worden ist]<sup>165</sup> nämlich: um den Begriff „Namen“<sup>166</sup>.

*Sokrátes:* „Du kennst doch den Ausdruck „aufspüren“ [= „maíesthai“]?“

*Hermogénes:* „Gewiss! Er bedeutet soviel wie „suchen“ [= „zeteîn“].“

*Sokrátes:* „Der Ausdruck „Ónama“ ist, wie es scheint, durch eine künstliche Zusammenziehung des Satzes entstanden, der besagt, dass das Seiende das ist, worauf sich das Suchen bezieht. Dies wird dir an dem Ausdruck „genannt“ [= „onomastón“] klar werden; denn in ihm kommt ganz deutlich zum Ausdruck, dass seiend das ist, worauf das Aufspüren gerichtet ist [= ón, oû máσμα Estín].

Was sodann den Ausdruck „Wahrheit“ [= „Alétheia“] betrifft, so ist dieser –wie so mancher andere– durch künstliche Zusammenziehung entstanden. Denn die göttliche Bewegung des Seienden<sup>167</sup> ist es allem Anschein nach, die diesen Namen „Alétheia“ erhalten hat, welcher eben nichts anderes [benennt] als Göttliches Umherschweifen [= Theía ále].<sup>168</sup>

---

<sup>163</sup> Auch hier ist „unsere“ gleichbedeutend mit „Plátōn's“.

<sup>164</sup> Auch „Lüge“ ist ein höchster und herrlicher Begriff; und dies bekommt Plátōn viel später – vermutlich: während des Abfassens seines „Sophistes“ – mit der von Euboulídes gefundenen Wahrheits-Antinomie –der Antinomie des Lügners– überdeutlich zu spüren.

<sup>165</sup> So ersetz' ich –im Sinne Leśniewski's– die Übersetzung: „um den sich unser ganzes jetziges Gespräch dreht“.

<sup>166</sup> „Namen“, „Benennung“, „Bezeichnung“, „Ausdruck“, „Begriff“.

<sup>167</sup> Für den späteren Plátōn wär' ein solcher –aus einzelnen Wörtern zusammengesetzter– Ausdruck „göttliche Bewegung des Seienden“ eine *Contradictio in adjecto* gewesen, und desgleichen dann „göttliches Umherschweifen“.

<sup>168</sup> Die gegenwärtig gängige etymologische Übersetzung von „Alétheia“ ist: „Unverborgenes, Unverhülltes“ und in diesem Sinn: „Offensichtliches“. Da Plátōn diese Etymologie unbekannt gewesen zu sein scheint, hat man davon auszugehen, dass zu seiner Zeit „Alétheia“ bereits ein philosophischer Fachbegriff in der Intension von „Wahrheit“ gewesen ist.

[Der Ausdruck] „Lüge“ [= „Pseûdos“] aber ist das Gegenteil der Bewegung.<sup>169</sup> Denn auch hier kommt wieder der Tadel zum Ausdruck über alle die Fälle, in denen etwas aufgehalten und zur Ruhe gezwungen wird. Dabei ist dieser Ausdruck ein bildlicher, hergenommen von den Schlafenden [= *Katheúdousi*]; allerdings verschleiert der Zusatz des Psi den eigentlichen Sinn des Wortes; [denn mit ihm ist aus „ehúdein“ dann „pseúdein“ geworden.

Die Ausdrücke „Ón“ [= „Seiendes“] und „Ousía“ [= „Sein, Wesen“] schließlich stimmen –indem man das Iota hinzufügt– mit „Alēthés“ [= „Wahres“] überein. Denn [aus „Ón“ wird dann] „Íón“, was ein Gehendes bezeichnet, so, wie andererseits ja [aus „ouk Ón“ dann] „ouk Íón“ wird, das ein Nicht-Gehendes benennt; und tatsächlich hört man bei manchen Leuten diesen Ausdruck wie „ouki Ón“ ausgesprochen.“

*Hermogénes*: „Das hast du, mein *Sōkrátēs*, nun wirklich sehr wacker alles zergliedert und in seine Bestandteile zerlegt.

Wenn dich nun aber jemand nach diesem *Íón* [= Gehenden] und *Rhéon* [= Strömenden] und *Doûn* [= Bindenden] fragt, um die richtige Bedeutung dieser Ausdrücke zu erfahren, ...“

*Sōkrátēs*: „... was wir ihm dann antworten würden, meinst du?“

*Hermogénes*: „Allerdings.“

*Sōkrátēs*: „Eine Aushilfe haben wir uns doch vorhin bereits beschafft: eine Aushilfe, die uns in die Lage versetzt, eine Antwort zu geben, die nicht so ohne weiteres von der Hand gewiesen werden kann.“

*Hermogénes*: „Und zwar welche?“

*Sōkrátēs*: „Dass wir dasjenige, über das wir nicht zur Klarheit gelangen können, als Fremdwort erklären.

Vielleicht ist dann auch wirklich manches Wort von dieser Art; aber es ist ebenso möglich, dass die ursprünglichen Ausdrücke sich wegen ihres hohen Alters jetzt nicht mehr ausfindig machen lassen.<sup>170</sup> Denn bei den üblichen durchgreifenden Verdrehungen der Ausdrücke wär' es kein Wunder, wenn die älteste Sprachform, verglichen mit der jetzigen, ebenso fremd klingt wie eine fremde Sprache.“

*Hermogénes*: „Was du da sagst, hat viel für sich!“<sup>171</sup>

*Sōkrátēs*: „Ja, die Tatsachen sprechen dafür.<sup>172</sup> Doch das Sprichwort sagt: „Der Kampf duldet keine Ausflüchte!“; und in diesem Sinne gilt es, die Dinge mit vollem Mut ins Auge zu fassen! (...“

---

<sup>169</sup> Auch diese Aussage muss Pláton lange vor dem Konzipieren seiner Ideenlehre formuliert haben. Denn im Gesamtwerk Pláton's ist er vollkommen unbegreiflich.

Allerdings ist Pláton's Denken wohl stets alles andere als ein Seiendes gewesen. Und wie er mit Bewegtem das Nicht-Bewegte zu erfassen getrachtet haben will, ...

Ja, zum Abschluss dieses –etappenweise entstandenen– Dialogs argumentiert er –dort dann aber bereits von einer Erstfassung seiner Ideenlehre aus– dahingehend, dass man von Bewegtem her selbst das Sich-Bewegende nicht erfassen und erkennen könne.

<sup>170</sup> Allerdings hat sich Pláton an einer früheren Stelle vehement gegen diese *Faulheit des Denkens* verwahrt; siehe FN XYX

<sup>171</sup> Und dies stimmt auch. Denn nur wenige Abiturienten des außer-alemannischen gegenwärtigen deutschen Sprachraums werden mittelhochdeutsche Texte gut übersetzen oder auch nur halbwegs fließend lesen können, von althochdeutschen Texten garnicht zu reden.

### Anhang 3

[427 St.]

*Sokrates*: „(...) es sei denn, dass unser Kratýlos hier anderer Ansicht wäre.“

*Hermogénes*: „In der Tat, mein Sokrates, macht mir der Kratýlos häufig genug viel zu schaffen, wie ich schon gleich zu Anfang bemerkt habe. Denn er behauptet zwar, es gäbe eine Richtigkeit der Ausdrücke; von welcher Art diese jedoch ist, darüber verliert er kein deutliches Wort. Ob er sich darüber absichtlich oder hingegen unabsichtlich nie anders als undeutlich ausdrückt, das hab' ich nicht ermitteln können.

Daher, Kratýlos, erkläre dich jetzt gegenüber dem Sokrates: Stimmt du ihm hinsichtlich [seiner Ansicht zu den Ausdrücken und ihrem richtigen Gebrauch] zu, oder kannst du eine andere –und bessere– Ansicht uns vortragen? Wenn Du über eine bessere Ansicht hierzu verfügst, dann heraus mit ihr, damit du entweder vom Sokrates belehrt wirst oder aber uns beide belehrst!“

*Kratýlos*: „Hältst Du denn, mein Hermogénes, es für leicht zumutbar, in so kurzer Zeit<sup>173</sup> auch nur eine unbedeutende Sache zu lernen oder zu lehren, geschweige denn eine solche, die zu den allerschwierigsten gehört?!“

*Hermogénes*: „Nein, beim Zeús, ich gewiss nicht. [428 St.] Doch du musst, meiner Meinung nach, nun dem Wort des Hesiodos:

„Fügt Wenigem man wenig bei: dies lohnt gewiss!“

sein gutes Recht lassen. Vermagst du also auch nur wenig zur Förderung der Sache beizutragen,<sup>174</sup> so halt' dich nicht zurück, sondern erweise dich dann als Wohltäter nicht nur an Sokrates, sondern auch an mir. Denn dies bist du uns schuldig!“

*Sokrates*: „Und ich selber, mein Kratýlos, möchte von dem, was ich vorgetragen habe, nichts als völlig gesichert vorgeben. Meine Untersuchung hat vielmehr nur die Ansicht wiedergegeben, die sich mir in meinem [vorangegangenen] Gespräch mit Hermogénes aufgedrängt hat.

Daher kannst du, wenn dir besseres Wissen [über die hier behandelte Sache] zur Verfügung steht, [mir] unbedenklich diese Ansicht vortragen; denn ich werd' dir gern zuhören!<sup>175</sup>

Und wenn du wirklich etwas Besseres als dieses [von mir bis jetzt Vorgetragene] vorzubringen weißt, dann wäre dies für mich *kein Wunder*; denn du hast allem An-

---

<sup>172</sup> Dies ist wiederum ein Abschluss; siehe die Anmerkung in und den Text zu FN 47.

<sup>173</sup> Der Dialog benötigt beim nicht-schnellen Ablesen bis zu seinem Abschluss etwa eine Stunde Zeit. Dass man damals –da man noch kein Englisch kannte– „Time is money!“ gesagt habe, das darf getrost bezweifelt werden

<sup>174</sup> Zu vermuten ist, dass es dem guten Pláton hier entgangen ist, dass er damit indirekt seine zwei vorangegangenen Argumentationsketten als *Weniges* deklariert.

<sup>175</sup> Aber eben zu diesem Vortragen der besseren Ansicht lässt ihn Pláton's –mit „Sokrates“ bezeichnete– Kunstfigur danach überhaupt nicht kommen. Denn das etwas längere Zuhören ist nie die Sache des *platonischen* Sokrates gewesen, und damit wohl auch nicht die des Pláton, der sich in diesen Dialogen die Maske eines von ihm *verjüngten und verfeinerten* Sokrates aufgesetzt hat.

schein nach nicht nur selber diese Fragestellung reiflich überdacht, sondern dich auch von Anderen darüber belehren lassen. Bringst du also Besseres zu Markte, so darfst du auch mich als Neuling in die Gruppe deiner Schüler aufnehmen!“<sup>176</sup>

*Kratýlos*: „In der Tat hab’ ich mich, mein Sokrátes, mit diesen Sachen befasst; und daher könnt’ ich vielleicht an Dir einen Schüler gewinnen.“<sup>177</sup>

Doch es ist davon auszugehen, dass die Sache andersrum verläuft. Und es drängen sich mir als Antwort auf deine Aufforderung die Worte des Achilleús auf die Lippen, die er –in dem mit „Bitten“ [= „Litaí“] benannten Text-Teil– an den Aías richtet; denn da sagt er:

„Aías, göttlicher Sohn des Telamón, Herrscher der Völker:

---

<sup>176</sup> Zu *diesem* Absatz könnte man ein halbes Buch an Kommentaren verfassen. Ich will die wichtigsten davon in dieser FN allerdings nur anritzen, und dies ausgehend von der Vermutung, dass Plátōn die innerhalb und außerhalb Athens bekannten Tatsachen nicht gut hat abstreiten, wohl aber recht gut –so, wie er dies bei seiner Etymologie für den Ausdruck „Hermês“ vorgetragen und vorgeführt hat– verdrehen hat können:

★ Natürlich *wäre* dies für Plátōn *ein Wunder*, zumindest zur Zeit der Niederschrift der ersten zwei Drittel dieser Schrift; denn er betont darin ja, dass seine Lehre zwar nicht völlig sicher ist, aber jedenfalls deutlich mehr Wahrscheinlichkeit in Anspruch nehmen kann als die hierzu konkurrierenden Lehrmeinungen.

★ Dem widerspricht nicht, dass dies für ihn Tage oder Wochen danach *kein Wunder* mehr war, dann nämlich, wenn solche unter seinen Schülern die nicht ja-sagende Dialektiker, sondern vielmehr Schwachstellen ermittelnde Eristiker gewesen sind, und zudem dann eben auch die Eristiker innerhalb und außerhalb Athens –gemäß Plátōn’s späterem Wortgebrauchs: die Sophisten– sodann tatsächlich etwas Besseres vorgetragen haben, sodass sich Plátōn nun in diesem vierten Anlauf wieder in den Vordergrund hat drängen müssen.

★ Nach Plátōn hat Kratýlos diese Thematik reichlich überdacht [und dann zweifellos eine Antwort darauf gefunden, wengleich –dem Verdreher Hermês entsprechend– nicht die vom Plátōn dem Kratýlos in den Mund geschobene.

★ Kratýlos hat Lehrer gehabt, und zwar: mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit Lehrer in oder aus Ephesos. An dieser Tatsache kommt auch Plátōn nicht vorbei.

★ Sokrátes war *auch* ein Schüler des –an Jahren vielleicht geringfügig jüngeren– Kratýlos. Daran kommt Plátōn zwar nicht ganz vorbei; aber er kann es verdrehen mit: „Falls du ... , so darfst du mich als Neuling in die Gruppe deiner Schüler *aufnehmen*!“, womit dann immerhin zugegeben wird, dass Kratýlos einen Schülerkreis um sich versammelt hatte, und dass er daher auf die Frage nach der sogenannten „absoluten Richtigkeit der Ausdrücke“ sehr genaue und gut verständliche Antworten hat geben können.

Man gerät bei Plátōn immer wieder von einem Erstaunen ins andere, nämlich darüber, wie locker und leicht es ihm doch gelingt, dem Satz, den Sokrátes nach der Lektüre von Plátōn’s „Lysis“ über Plátōn gesprochen hat, treu zu bleiben, nämlich der Feststellung: „Was dieser junge Mann doch alles über mich zusammenlügt!“; ja, viel mehr noch: Plátōn dehnt die Gültigkeit dieses Satzes auch auf Andere aus, hier: auf den *historischen* Kratýlos, den er zu einem *platonischen* Kratýlos umgestaltet.

Kurz und gut: Die Endfassung des „Kratýlos“ ist das Ergebnis von Fließen und Strömen in Plátōn’s Denken, getrieben von dichterischer Freiheit.

<sup>177</sup> Also gibt auch Plátōn hier –wie auch am Ende seines Dialogs– zu, dass Kratýlos Sprachphilosophie betrieben hat. Zugleich aber behauptet er –im Widerspruch zu den Ausführungen am Ende dieses merkwürdigen Textes–, der in Ephesos ausgebildete Kratýlos vertrete Plátōn’s Lehre von der Richtigen Bezeichnung der ewigen und unveränderlichen Ideen.

Alles hast du mir fast aus der Seele selber geredet!“  
Und auch Du, mein *Sōkrátēs*, scheinst mir mit Deinen göttlichen Ausführungen ganz das Richtige zu treffen,<sup>178</sup> {sei es nun, dass du vom *Euthýphrōn* begeistert worden bist, oder sei es, dass Du –ohne dies zu ahnen– irgendeine andere Muse zur Begleiterin Deiner *Psyché* gehabt hast!“

*Sōkrátēs*: Mein bester *Kratýlos*! Ich wundere mich auch selber schon seit langem über diese meine Weisheit; und ich bin [daher] misstrauisch gegen sie.} Es scheint mir daher eine abermalige Prüfung meiner Auffassung erforderlich zu sein. (...)“

#### Anhang 4

[436 St.]

*Sōkrátēs*: „(...) Auf den Anfang einer Sache muss also jedermann die gründlichste Erörterung und das meiste Nachdenken verwenden, um sich so von der Richtigkeit – oder hingegen von der Unrichtigkeit– dieser Grundlage zu überzeugen. Ist diese Richtigkeit sodann hinreichend erforscht, so muss das Weitere sich als notwendige Folge von [dieser Grundlage] darstellen.<sup>179</sup>

Idess sollt' es mich doch wundern, wenn die Ausdrücke wirklich miteinander übereinstimmen. Denn noch einmal wollen wir nachprüfen, was wir früher durchbesprochen haben.

Aufgrund der Annahme, dass Alles in Gang und Bewegung und Fließen ist, behaupten wir, dass die Ausdrücke uns das Wesen der Dinge eröffnen. Nicht wahr, in dieser Weise scheinen dir die Ausdrücke das Sein der Dinge zu offenbaren?“<sup>180</sup>

*Kratýlos*: „Ganz entschieden! [437 St.] Und sie haben alles Recht auf ihrer Seite!“

*Sōkrátēs*: „Lass uns also aus diesem Vorrat an Ausdrücken zunächst den Ausdruck „*Epistémē*“ [= „Kenntnis, Erkenntnis“] noch einmal<sup>181</sup> vornehmen; und lass uns dabei

---

<sup>178</sup> Auch hier unterstellt Plátōn dem *Kratýlos*, er erkenne die Sprachphilosophie –nicht des historischen sondern– des platonischen *Sōkrátēs* als richtig an, als eine, die das Richtige trifft.

<sup>179</sup> Dies ist erneut ein Abschluss, auch wenn ihm vielleicht die endgültig abschließenden Sätze gestrichen worden sind.

Denn bereits der nächste Satz zeigt unmissverständlich an, dass Plátōn nun auch dieser dritten [erweiterten und verbesserten bzw. verjüngten und verfeinerten] Auflage eine vierte hat folgen lassen müssen, auch dies zu dem Zweck des Abwehrens und des Unterlaufens von zwischenzeitlich erneut aufgetauchten Einwänden und Entgegnungen.

<sup>180</sup> Zwei Anmerkungen sind hier angebracht:

(1) Indirekt gibt Plátōn damit zu, dass *Kratýlos* die Lehre des *Hērakleitos* vertritt und fortsetzt, und hierbei neben dessen Erkenntnistheorie insbesondere die heraklitäische Sprachphilosophie; dann aber ist Plátōn's immer wiederkehrende Behauptung, *Kratýlos* würde eine Lehre von der Richtigkeit der Ausdrücke und damit von der Beständigkeit und Unveränderlichkeit sowohl der Beziehung des Bezeichnens als auch von der Eigenschaft des Bezeichneten vertreten, vom Ansatz her falsch und irreführend.

(2) Durch die raffinierte Formulierung: „Alles ist in Bewegung und im Fließen und Strömen; und in dieser Weise offenbaren die Ausdrücke *das Sein* der Dinge!“ hat der *platonische Sōkrátēs* dem *platonischen* *Kratýlos* bereits vorab die Grube gegraben, in die dieser sodann hineinzufragen hat.

darüber klar werden, wie zweideutig dieser Ausdruck ist, und dass er eher zu bedeuten scheint, dass [das durch diesen Ausdruck ausgedrückte] unsere Psyché zum Stillstand bringt [= *hístēsis*], indem es sie bei den Dingen festhält, als dass sie sich mit an der Bewegung beteiligt, sowie, dass es richtiger<sup>182</sup> ist, nach unserer jetzigen Aussprache [das Ha durch das härtere Pi zu ersetzen und –zur nachträgliche Aufweichung dieser Härte– dem Pi] ein Epsilon voranzustellen, als dieses Epsilon dem Iota voranzustellen; [und dies führt schließlich zum Ausdruck] „Epistēmē“.

Der Ausdruck „bébaion“ [= „fest“] hat –wie die Betrachtung zeigt– seine Benennung davon, dass er eine Nachahmung irgendeiner Básiis [= Grundlage] und eines Stásiis [= Stillstands] ist, nicht aber einer Bewegung.<sup>183</sup>

Sodann bedeutet „Historía“ [= „Forschung“] geradezu, dass [das mit diesem Ausdruck Ausgedrückte] den Fluss zum Stehen bringt [= *hístēsi ton hrhoûn*]; und der Ausdruck „pistón“ [= „treu“] deutet ganz offensichtlich auf etwas hin, das den Stillstand bewirkt [= *histân*].

Ferner gibt der Ausdruck „Mnēmē“ [= „Gedächtnis“] jedem zu erkennen, dass er ein Verweilen [= *Moné*] in der Psyché ist und keinesfalls eine Bewegung [in ihr].<sup>184</sup>

Doch, mit Verlaub, der Ausdrücke „Verfehlung“ [= „Hamartía“] und Missgeschick [= „Xymphorá“] erweisen sich –wenn man die Bildung der Ausdrücke genau verfolgt– als gleichbedeutend mit „Einsicht“ [= „Xýnesis“] und „Wissen“ [= „Epistēmē“] und all den anderen auf lobenswerte Dinge bezogenen Ausdrücke. Zudem erweist sich auch „Unwissenheit“ [= „Amathía“] und „Zügellosigkeit“ [= „Akolasía“] als gleichbedeutend mit diesen. Denn Amathía stellt sich doch dar als ein Wandeln des mit Gott Gehenden [= *háma Theô Ióntos*], und Akolasía erweist sich ganz genau als ein Begleiten [= *Akolouthía*] der Dinge.<sup>185</sup>

Und so kommt es dahin, dass die nach unserer Vorstellung nur für die schlechtesten Dinge gültigen Ausdrücke als völlig gleichbedeutend mit den für die besten Dinge gültigen Ausdrücke erscheinen.

Doch wer –wie ich glaube– dieser Sache eifrig nachforscht, der wird dabei<sup>186</sup> auch vieles Andere finden, was ihm die entgegengesetzte Ansicht nahelegt, nämlich die,

---

<sup>181</sup> Siehe [412 St.].

<sup>182</sup> Erstaunlicherweise verwendet Plátōn, den Ausdruck „richtig“ betreffend, den Komparativ. Denn geht man davon aus, dass es zu dem, was richtiger als etwas Anderes ist, etwas gibt, das noch weitaus richtiger ist, so ist das bloß *Richtigere* dann eben das *Unrichtige*.

<sup>183</sup> Allerdings hat Plátōn an früherer Stelle behauptet, neben der Rho würde auch das Sigma auf Bewegung hindeuten; und diese Behauptung hat er nirgendwo zurückgenommen.

<sup>184</sup> Der folgende Absatz ist zweifellos als –nachträglich eingefügter– Einwand zu sehen, den Plátōn sodann zu entkräften sich bemüht. Daher beginn' ich ihn mit „doch“ statt mit „und“.

<sup>185</sup> Das alles –und wohl noch viel mehr– scheinen Einwände der Kollegen Plátōn's [= der Eristiker, der Streitsüchtigen] gewesen zu sein; und Plátōn muss nun das Ruder seines Argumentierens herumreißen, damit der Sturm der Gegenargumente das Schiff seiner Lehre von der Richtigkeit der Ausdrücke nicht zum Kentern bringt. Jedoch vergebens wartet man auf seinen Hinweis, es handle sich hier um einen zwischenzeitlich verhunzten Gebrauch der Begriffe.

<sup>186</sup> Ich schreibe: „Doch wer dieser Sache eifrig nachforscht, der wird dabei vieles Andere finden, ...“ anstelle von: „Und wer der Sache weiterhin eifrig nachforscht, wird auch noch vieles Andere finden, ...“. Denn hier ist kein kontinuierlicher Ablauf der Argumentation auszumachen, wohl aber ein Abheben des Nachfolgenden vom Vorausgegangenen.

dass der Namengeber die Dinge *nicht* als *in Bewegung und Strömung* befindende erachtet, sondern als *in Ruhe* befindende.

*Kratýlos*: „Aber du siehst doch, *Sokrátēs*, dass er die meisten Ausdrücke nach diesem Grundsatz erstellt!“

*Sokrátēs*: „Was macht das aus, mein *Kratýlos*? Sollen wir die Ausdrücke etwa wie Stimm-Steine abzählen? Und soll die Richtigkeit darin liegen, dass diejenige von beiden Seiten, welche die größere Anzahl von Ausdrücken enthält, [dann deswegen] auch die Wahrheit für sich hat?“<sup>187</sup>

*Kratýlos*: „Das wär‘ allerdings nicht in Ordnung.“

*Sokrátēs*: „Ganz gewiss nicht, mein Freund! Doch das wollen wir nun hier auf sich beruhen lassen.“<sup>188</sup> [438 St.]

Hingegen wollen wir zusehen, ob du uns<sup>189</sup> auch im Folgenden zustimmst, oder jedoch, ob du dies nicht zu tun können meinst.

Waren wir uns vorhin nicht darüber einig, dass die jeweiligen Namengeber in den griechischen wie auch in den nicht-griechischen Staaten die Gesetzgeber sind, und dass die dieses leistende Kunst die Gesetzgebungskunde ist?“

*Kratýlos*: „Gewiss!“ (...) <sup>190</sup> [438 St.]

*Sokrátēs*: „Wie kann man sie sich also als Sachkenner bei der Erstellung der Worte<sup>191</sup> oder als Gesetzgeber denken, ehe noch irgendein Ausdruck vorhanden war und von ihnen gekannt werden konnte, falls es keinen anderen Weg gibt, um zur Kenntnis der Dinge zu gelangen, als den vermittels der Ausdrücke?“

*Kratýlos*: „Mein *Sokrátēs*! Das Richtigeste, was sich darüber sagen lässt, ist meines Erachtens dieses: Eine höhere Macht als die menschliche war es, die den Dingen die ersten Benennungen zuerteilt hat; und daher müssen sie notwendigerweise richtig sein!“

*Sokrátēs*: „Wirklich? Hältst du es für möglich, dass der Namengeber –sei er nun ein *Daímon* oder ein Gott– bei der Bildung der Ausdrücke sich selbst in Widersprüche verwickelt? Oder soll das eben vorhin Gesagte null und nichtig sein?“<sup>192</sup>

*Kratýlos*: „Nun, meiner Ansicht nach hat der eine Teil dieser Ausdrücke überhaupt nicht den Wert wirklicher Ausdrücke.“

*Sokrátēs*: „Welche Ausdrücke von den beiden Teilen, mein Bester? Die auf den Stillstand oder die auf die Bewegung hinweisenden? Denn es soll doch nicht etwa, dem vorhin Gesagten gemäß, die bloße Überzahl entscheiden!“

---

<sup>187</sup> Hier zählt die Mehrheit nicht. Woanders beruft sich *Plátōn* auf die Mehrheit; siehe FN X Y X.

<sup>188</sup> Und damit verdeckt *Plátōn* notdürftig, dass er die Entgegnung auf die –von ihm nur scheinbar übernommenen– Einwände auf irgendwann verschiebt, weil er jetzt noch nicht über diese Entgegnungen verfügt.

<sup>189</sup> Der Ausdruck „uns“ ist natürlich im *Pluralis Majestatis* verwendet, nämlich als Bezeichnung für den Autor dieses Dialogs, und könnte daher problemlos –wie dies im Haupttext von mir so korrigiert worden ist– durch den Ausdruck „ich“ ersetzt werden.

<sup>190</sup> Den oben weggelassenen Dialogteil hab‘ ich –entdialogisiert– in den Haupttext gebracht.

<sup>191</sup> Die Sachkenner sind, wie gesagt, die mit dem Steuermann zu vergleichenden Dialektiker, dabei der Ausdruck „Dialektiker“ natürlich nicht im Sinne Hegel’s, sondern im Sinne *Plátōn*’s verstanden. Und der Gesetzgeber ist dann die Entsprechung zum Zimmermann.

<sup>192</sup> Siehe hierzu den Text zu FN X Y X.

*Kratýlos:* „Nein, das widerspräche aller Ordnung, mein Sōkrátēs!“

*Sōkrátēs:* „Wenn es nun zwischen den Ausdrücken zum Widerstreit kommt und der eine Teil derselben für sich beansprucht, der Wahrheit zu gleichen, der andere Teil jedoch das nämliche für sich in Anspruch nimmt, wonach sollen wir in einem solchen Fall entscheiden? Und wohin sollen wir uns dann wenden? Sicherlich doch nicht an andere Ausdrücke als diese; denn andere Ausdrücke als diese gibt es ja nicht. Offenbar muss man sich nach etwas anderem umsehen als nach Ausdrücken, nach etwas, das uns ohne Ausdrücke –nämlich: indem es uns das wahre Wesen der Dinge kundgibt– erkennen lassen muss, welcher von beiden Teilen die Wahrheit auf seiner Seite hat.“

*Kratýlos:* „Dem stimm‘ ich zu.“

*Sōkrátēs:* „Demnach ist es –wenn unsere eben gemachte Voraussetzung richtig ist– doch wohl möglich, die Dinge ohne Ausdrücke kennen zu lernen.“

*Kratýlos:* „Allem Anschein nach.“

## Anhang 5

[440 St.]

*Sōkrátēs:* „(...) Vielleicht nun, mein Kratýlos, verhält es sich so in Wirklichkeit,<sup>193</sup> vielleicht aber auch nicht. Es ist daher angebracht, [die Sache weiterhin] tapfer und tüchtig zu prüfen und nicht leichthin etwas gelten zu lassen; denn du bist noch jung und noch frisch bei Kräften.<sup>194</sup> Und wenn Dich dann eifriges Forschen [hierzu] etwas hat finden lassen, dann musst Du dieses auch mir mitteilen!“

*Kratýlos:* „So soll’s erfolgen! Aber, mein Sōkrátēs, du kannst mir glauben, dass ich’s auch bislang an Überlegungen [hierzu] nicht habe fehlen lassen. Doch alles Überlegen und alles Bekämpfen von Schwierigkeiten lässt mir den Standpunkt des Herákleitos doch weit wahrscheinlicher erscheinen!“

*Sōkrátēs:* „Ein andermal, mein Freund, magst du mich [darüber] belehren, wenn du wiederkommst. Doch jetzt führe Deinen Vorsatz aus und begib dich hinaus auf’s Land; und unser Hermogénes wird dich begleiten!“

*Kratýlos:* „Dies soll geschehen, mein Sōkrátēs! Aber auch du darfst nicht davon ablassen, die Sache noch weiter zu überdenken!“<sup>195</sup>

---

<sup>193</sup> Die Zögerlichkeit, mit der Plátōn hier seinen Standpunkt von der Ideenlehre vorträgt, wie auch die Unbestimmtheit, an der diese hier angedeutete Lehre von den Ideen noch leidet, lässt die Vermutung aufkeimen, es habe da eine Ur-Fassung des „Kratýlos“ gegeben, geschrieben zu einer Zeit, als Plátōn zwar dabei war, sich von Kratýlos und den anderen Heraklitäern abzuwenden, aber die Kehrtwendung erst zu zwei Drittel vollzogen hatte.

<sup>194</sup> Der *historische* Kratýlos war wohl jünger als der *historische* Sōkrátēs, aber meiner Vermutung nach nicht um mehrere Jahrzehnte.

Aber vielleicht hat Plátōn erwartet und gehofft, dass seine Leser diesen –nicht Schöpfungs- sondern– Forschungsauftrag als nicht nur an den *platonischen* Kratýlos, sondern auch an dessen Schöpfer Plátōn –der da noch jung und frisch bei Kräften war– gerichtet sehen werden.

<sup>195</sup> Vielleicht handelt es sich bei diesem –wie von Schleiermacher bemerkt worden ist– *unplatonischen Abschluss* um den Rest eines Gedächtnisprotokolls, das Plátōn nach einem –dann in

---

Pláton's jungen Jahren vielleicht tatsächlich erfolgten- Gespräch mit Kratýlos angefertigt hat, das nach seinem Tod von seinem Neffen und Nachfolger aufgefunden und –in der Annahme, der verstorbene Pláton habe diesen Teil als neuen und letzten Abschluss des Dialogs beabsichtigt- mit unzureichender Angleichung dem Abschluss des Ideenlehre-Abschnitts hinzugefügt.

Es wird sicherlich noch viele andere Erklärungen für diesen sehr merkwürdigen wie auch bemerkenswerten End-Abschluss geben; mir fällt jedoch gegenwärtig keine bessere und überzeugendere ein.

## *Nachwort*

Keine andere Schrift Plátōns hebt sich vor seinen anderen Werken durch einen ähnlich umfangreichen –oder gar noch umfangreicheren– Mangel an Geradlinigkeit der Gedankenführung hervor wie der „Kratylos“. Da jedoch auszuschließen ist, dass er sie in einem unklaren und Geisteszustand verfasst hat, bleibt mir an Erklärungsmöglichkeiten für dieses stellenweise Durcheinander in seinem Argumentieren nur diese eine übrig, nämlich: dass er diese Schrift stückweise erstellt hat.

Dass es solches bei Plátōn gegeben hat, darauf bin ich bei der Lektüre der „Politeia“ durch einen entsprechenden Hinweis Apelt’s aufmerksam geworden. Und im Bewahren dieses Hinweises als Hintergrundwissen ist es mir daraufhin geglückt, an Plátōn’s „Phaidon“ sozusagen archäologische Ausgrabungen durchzuführen: Überbauungen wie auch Bauschutt und Überwachungen haben nach den Kriterien des Ermitteln von Bruchstellen bei vorausgesetzter ursprünglicher Geradlinigkeit der Argumentation abgetragen werden müssen, bis dann die Form einer in sich abgerundeten Schrift sichtbar geworden ist: eine durchaus gekonnte Verquickung von einzelnen Hinsichten des –mit Blick auf die Werke des Xenophōn– wohl historischen Sokrates mit brahmanischen und jainistischen Lehren von einem festen –und von Wiedergeburt zu Wiedergeburt eilenden– Seelenkern, somit: einer nicht-sokratischen Lehre von der Psyché.

Das etliche Jahre später erfolgte Bearbeiten des „Sophistes“ hat sich als viel einfacher erwiesen: Diese auf uns zugekommene Endfassung zeigt sich rasch als eine Abfolge von stückweisen Hinzufügungen; und dabei ist jeder dieser Hinzufügungen anzusehen, dass und welche Einwände zwischenzeitlich gegen die bisherigen Fassungen vorgetragen worden sind, und wie Plátōn diese sodann jeweils entweder zu widerlegen oder zumindest zu unterlaufen getrachtet hat.

Ganz einfach hingegen ist es, die Entwicklungsstufen im „Timaios“ zu ermitteln. Denn Plátōn hat in dieser Schrift ganz offenkundig sowohl auf das Erstellen von überleitenden Zwischentexten als auch auf das nachträgliche Einfügen von Absätzen in die vorangehenden Textteile verzichtet.

Als wider Erwarten schwierig hat sich hingegen das entsprechende Bearbeiten des „Kratylos“ herausgestellt. Zwar hat es –mit Blick auf die „Politeia“– keine allzu großen Mühen bereitet, in der Anwendung von Apelt’s Regel fünf Fortsetzungen eines ursprünglichen Textes im Stil der Aufgliederung des „Sophistes“ ausfindig zu machen und eindeutig zu bestimmen. Aber bei mehreren Einzelheiten haben dabei jeweils Pfade durch abschüssige Geröllfelder gesucht werden müssen; und ob mir diesem Suchen in jedem Einzelfall ein Finden überzeugend geglückt ist, darüber bin ich mir sel-

ber keineswegs gewiss: Keinesfalls schließ' ich aus, dass ich dabei da oder auch dort danebengeraten habe.

Als durchaus noch offen seh' ich die folgenden Punkte an:

∴ Ich gehe zwar davon aus, dass Plátōn die Hinzufügungen an dem ursprünglichen –und von mir als Teil I markierten– Text im Sinne von Fortsetzungen vorgenommen hat. Nicht gänzlich auszuschließen ist jedoch, dass der Teil III –oder jedenfalls eine Erstform hiervon– die Erstaufgabe dieser Schrift ausgemacht hat, der dann –neben dem Vorspann vom Teil I– zunächst der Teil II und diesem schließlich der Teil I vorangestellt worden ist.

∴ Gegeben sei –wie ich jedoch vermute– der Fall, dass sich die Entwicklung des „Kratylos“ im Sinne eines Fortsetzungs-Dialogs durch Nacheinander-Hinzufügen gestaltet und vollzogen hat. Dies schließt natürlich nicht aus, dass dabei die vorangegangenen –weil schon früher erstellten– Teile nachträglich Einschüsse in Form von Zusätzen zu erleiden hatten, wie dies ja –vor allem den Begriff des Guten betreffend– in der „Politeia“ zu beobachten ist. Da, wo Plátōn mit dem Mittel der Ironie arbeitet, sind diese nachträglich erfolgten Hinzufügungen vergleichsweise genau und sicher zu identifizieren; in anderen Fällen hingegen ist das Ermitteln von ihnen weder ganz klar noch ganz sicher. Ich habe diese –teils mir als sicher erscheinenden und teils von mir mit Wahrscheinlichkeit vermuteten– Einschüsse in geschweifte Klammern gesetzt.

∴ Ich bin von Philipp Brandenburg darauf aufmerksam gemacht worden, dass Plátōn seine im „Kratylos“ vorgetragenen etymologischen Erklärungen womöglich selber nicht ernst genommen hat, sondern damit lediglich seine Konkurrenten lächerlich machen wollen; und tatsächlich deuten mehrere Textstellen darauf hin. Ich habe mich daraufhin bemüht, jene Textstellen, an denen Plátōn verbales Gift in Form von beißender Ironie –teils kaschiert als Selbst-Ironie– versprüht, ausfindig zu machen und sie vom übrigen Textteil scharf abzugrenzen; kenntlich gemacht hab' ich auch diese Stellen durch Paare von geschweiften Klammern. Was außerhalb dieser Klammern steht, davon allerdings geh' ich nach wie vor fest aus, dass es damit dem Plátōn –zumindest bei der Abfassung dieser Textteile– Ernst gewesen ist.

Daher heg' ich die Vermutung, dass der „Kratylos“ auf folgende Art und Weise entstanden ist:

Teil I: Platōn hat der Schrift „Über die Wahrheit“ des Protagoras –die in Athen aller Wahrscheinlichkeit nach in Abschrift bei diesem und jenem im Nachtschränken vor der damaligen Athener Inquisition versteckt gehalten worden ist– zu deren relativistischen Inhalt den „Kratylos“ mit einem absolutistischen Inhalt entgegenstellen und zudem diesen Inhalt als wahr erweisen wollen; so hätte jener Lehre dem längst erfolgten politischen Todesstoß nun auch der philosophische nachfolgen können: *erfolgt durch Plátōn!* Zu dieser Zeit hatte Plátōn wohl –noch– nicht vorgehabt, mit den linguistisch-etymologischen Schulen des Pródikos und des Eutýphron in Wettstreit zu treten. Getreu seiner politischen Philosophie hat er jedoch darauf bestanden, dass die richtigen Bezeichnungen nicht durch zufälliges Benützen von Ausdrücken durch Unvernünftige mit anschließendem Sich-daran-Gewöhnen der Übrigen zu erfolgen hat,

sondern durch das Erstellen durch einen Gesetzgeber, dies hierbei –wie es sich versteht– unter Beaufsichtigung durch einen Dialektiker von platonischer Ausrichtung.<sup>196</sup>

Teil II: Nach dem Verkauf der Abschriften vom Teil I wird Plátōn insbesondere von den Mitgliedern der Schulen des Pródikos und des Eutyphrōn dem Einwand ausgesetzt gesehen haben, seine Lehre sei –insbesondere mangels eines erstmaligen Gesetzgebers [und des diesen beratend-lenkenden Dialektikers]– auf etymologische Fragen überhaupt nicht anwendbar, im Gegensatz zu relativistischen Lehren im Sinne beispielsweise des Prōtagóras wie auch ihrer eigenen Schulhäupter. Daher hat Plátōn seinen längst tödlich verunglückten Widersacher Prōtagóras nicht länger als Unperson behandeln können, sondern in –und ihn dabei verunglimpfend– beim Namen nennen müssen. Und er hat sich zudem genötigt gesehen, den Beweis dafür anzutreten, dass seine Lehre durchaus mindestens das an Etymologie zu leisten in der Lage ist, was die konkurrierenden Lehren zu leisten beanspruchen. Da er jedoch hinsichtlich dieser Bemühungen gespürt hat, dass und in welchem Umfang er sich hierbei auf's Glatteis begibt, wird er nicht müde, alle paar Seiten erneut zu versichern, er habe hier noch keine gesicherte Meinung. Natürlich hätt' er sich auf die Autorität des Paares aus Gesetzgeber und Dialektiker berufen können; dieses unfehlbare Paar jedoch lässt er nun wohlweislich in der Schublade verschwinden, vorerst zumindest.

Teil III: Das allwissende Paar aus Gesetzgeber und Dialektiker bleibt weiterhin in der Schublade verschlossen. Denn das, was Plátōn nun wohl als Reaktion auf seine alternativen etymologischen Bemühungen widerfährt, versteht er als Kriegserklärung samt Kampfbeginn. Die hierzu aufzubauende Verteidigungslinie duldet jedoch keine Schwachstellen, und somit weder das Bezugnehmen auf einen weit oben im Himmel anzusiedelnden Gott noch eine auf einen weit in der Vergangenheit anzusiedelnden Gesetzgeber. Dann aber benötigt er eine Verstärkung –nicht nur für seine Angriffe, da ja der Angriff bekanntermaßen die beste Verteidigung ist, sondern– vor allem auch für das zu Verteidigend, für seine Lehre von der Richtigkeit der Ausdrücke. Und er holt sich die betreffenden Waffen da, wo er sie holen kann, und wenn nicht anders, dann eben als Beutestücke beim erledigten Feind, sprich: beim Prōtagóras, bei dessen Lehre von der Sprache; und natürlich passt er dabei diese Beute seinen eigenen Kriegern –den Argumenten zu seiner eigenen Lehre vom Absoluten– kampfgerecht an.<sup>197</sup> Gleichwohl bittet er die Kampfberichterstatter, nicht mehr bei diesem erledigten Widersacher nachzuforschen, weil dort nichts [mehr] zu finden sei; und diese glauben ihm [zumeist] blind. Und gemäß seiner eigenen Lehre vom Entstandensein der gegen-

---

<sup>196</sup> Plátōn gebraucht den Ausdruck „Dialektik“ keinesfalls im Sinne Hegel's, sondern im Sinne Plátōn's, nämlich gemäß: „Kunst des richtigen Fragens samt des wohlwollenden [= nicht-eristischen] Antwortens“.

<sup>197</sup> Manchmal will es mir scheinen, dass Plátōn die Schrift „Über die Wahrheit“ des Prōtagóras nicht selber gelesen hat, sondern sie sich nur von einem –dazu mehr oder weniger motivierten– Sklaven hat vorlesen lassen. Denn natürlich ist Prōtagóras davon ausgegangen, dass es im Altgriechischen nicht nur die eine Form *Subjekt-Verb* von elementaren Aussagen gegeben hat. Und insbesondere Plátōn selber hätte –mit Blick auf seine Beispiele zu seiner Ideenlehre– sehen müssen, dass es neben Aussagen der Form „Theaítetos liegt“ auch beispielsweise solche der Art „Theaítetos hat schöne Beine“, „Theaítetos ist schön“, „Theaítetos ist ein schöner Jüngling“, „Theaítetos ist ein Schöner“ und „Theaítetos hat Anteil am Schönen“ gibt.

wärtigen Ausdrücke durch Umgestalten und Zusammenziehen der ursprünglichen Ausdrücke gestaltet er die Beutestücke um und zieht sie wie folgt zusammen: Jene ursprünglichen Ausdrücke setzen sich aus Buchstaben zusammen; und sie sind deswegen richtige Ausdrücke, weil ihn ihnen im Kernbereich Buchstaben vorkommen, das durch den jeweiligen Ausdruck zu Bezeichnende die in richtiger Weise ausdrücken. Sie drücken dies deswegen in richtiger Weise aus, weil sie selber das Wesen dessen enthalten, was sie ausdrücken. Somit besteht zwischen solchen Buchstaben und dem durch sie Bezeichneten eine Isomorphie [= eine Eineindeutigkeit, eine umkehrbar eindeutige Abbildung]. Dem jeweils ursprünglichen Ausdruck – bestehend wohl aus einer einzigen Silbe, somit: aus einer Silben-Sprache – hat dann in unterschiedlichen Sprachen unterschiedliche Hinzufügungen von anderen Buchstaben erlitten; daher besteht zwischen den Silben und den durch sie bezeichneten Dingen lediglich eine Monomorphie [= eine Eineindeutigkeit in der Abbildung der Ur-Ausdrücke auf die Dinge]. Die ursprüngliche wie auch die daraus hervorgegangenen jetzigen Ausdrücke gliedern sich in Substantive und Verben.<sup>198</sup> Durch richtiges Aneinanderfügen von Substantiven und Verben entstehen Aussagen. Und in keiner Weise anders entstehen Aussagen.<sup>199</sup> An günstig ausgewählten Beispielen weist Plátōn sodann die Vorzüglichkeit seiner Lehre nach.

Teil IV: Erneut sind Plátōn Einwände zu Ohren gekommen. Er fasst diese –in sinngemäßer Anwendung seiner Regel zur Erklärung des Entstandenseins gegenwärtiger Ausdrücke aus ursprünglichen Ausdrücken– jeweils in wenigen Sätzen zusammen und formuliert sodann seine Erwiderungen auf diese seine Zusammenziehungen; und da, wo er sich in dialektischer Weise nicht stark genug fühlt, greift er eben auch zu erbeuteten eristischen Mitteln, damit sein Kampf gegen die Eristiker doch noch siegreich durchgestanden werden kann, wenn nicht zu seiner Gegenwart, so dann doch wenigstens in den Büchern der Philosophie-Geschichte. Und er setzt nun alles auf eine Karte und holt zu diesem Zweck auch den Gesetzgeber –allerdings ohne den als dessen Aufseher fungierenden Dialektiker– aus der Schublade, quasi als seine eigene Variante des von ihm geschmähten Deus-ex-machina. So kämpft er sich nun im Grabenkampf Einwand für Einwand vor. Dabei präzisiert er auch etwas seinen –in seinem Vorgehen an entscheidenden Stellen benützten– Begriff der Ähnlichkeit dahingehend, dass diese Ähnlichkeit zwischen Grund-Ausdrücken und Ding nicht eine vollständige zu sein hat, und kann sich dabei unbemerkt von einem von ihm oft und breit wiederholten Argument abwenden, wonach ein Grundausdruck umso richtiger gewählt ist, je mehr er dem dadurch bezeichneten Ding ähnelt. Mit Einzelheiten der etymologischen Anwendung seiner Lehre hält er sich hier jedoch bedeckt; und so kann er schließlich –da für ihn keine weiteren Angriffe auf seine Lehre in Sicht ist, diese als siegreich erklären, sie als eine Lehre vorstellen, an der nicht zu rütteln ist. .

Teil V: Plátōn's Widersacher werden dieser Quereleien zunehmend überdrüssig. Und er selber kann nun –in diesem relativen Waffenstillstand– seine Schlachtordnung

---

<sup>198</sup> Dies nun ist eine *arge* Zusammenziehung der von Protagoras –uns leider nur in Kapitel-Überschriften überkommenen– Lehre von der Sprache!

<sup>199</sup> Dieses bei Plátōn so tatsächlich erscheinende Abschluss-Axiom in seiner axiomatischen Rekonstruktion der Sprache ist unbedingt genial, und dies ganz unabhängig davon, ob es von ihm selber oder von Protagoras oder von Pāṇini stammt.

neu und besser als zuvor aufstellen. Denn eine Gleichung, die lösbar sein soll, dürfen nicht zwei, sondern darf nur eine Unbekannte enthalten. In der Gleichung *Grund-Ausdruck-Ähnlichkeit-Ding* wird man ihm vielleicht noch abnehmen, in diesem sei der Grund-Ausdruck jeweils bekannt. Niemand von seinen anders philosophierenden Kollegen wird ihm bis dato jedoch abgenommen haben, das bezeichnete Ding –nämlich: das Schöne, und das Gute, und alles weitere, was an Eigenschaften noch substantiviert werden kann– sei bekannt; und kaum einer wird ihm abgenommen haben, die Ähnlichkeit zwischen dem bekannten Grund-Ausdruck und dem unbekanntem Ding sei bekannt. Dabei hatte Plátōn bis dato diese beiden Joker abwechselnd eingesetzt: entweder den als bekannt gesetzten Gesetzgeber-ex-machina, sodass als Unbekannte – und dann wohl zu Ermittelnde– nur die Ähnlichkeit verbleibt, oder die als bekannt gesetzte Ähnlichkeit, mittels derer dann dem Gesetzgeber bei seinem Erstellen der Ausdrücke wirkungsvoll auf die Finger geschaut werden kann, und dies dann wohl: von dem noch in der Hinterhand gehaltenen Dialektiker. Ja, der Gesetzgeber kann sich irren; dies bestätigt Plátōn nun ausdrücklich. Und der Gesetzgeber kann doch auch die Richtigkeit der Grund-Ausdrücke nicht mit einer –bis dahin noch garnicht bestehenden– Sprache begründen. Also muss es einen außersprachlichen Weg zum Erkennen der Dinge –mit Kant gesagt: der *Dinge-an-sich*, z.B.: *des Schönen-an-sich* – geben.

Teil VI: Hier berichtet Plátōn nun von dem, wovon er träumt, von seinem Traum von einer Lehre von den unveränderlichen –weil unentstandenen und daher unvergänglichen– Unterschieden, fehldeutbar gesagt: von den Ideen. Zwar verrät er hier noch nicht, wie diese sprachunabhängig zu erkennen sein könnten; aber er vermeidet es an dieser Stelle tunlichst, seine geneigten Leser auf dieses Manko aufmerksam zu machen.<sup>200</sup> Sind auf diese Weise die Dinge vorgegeben, und liegt zudem das Wesen dieser Dinge auf der Hand, so kann man –im Anwenden des als bekannt genommenen Begriffs der Ähnlichkeit– dann jene Buchstaben ermitteln, die den ihnen entsprechenden Dingen hinreichend ähnlich sind, so ähnlich eben nur, wie die dem Entstehen und Vergehen unterworfenen Buchstaben den unentstandenen und unvergänglichen Dingen ähnlich sein können.

So ungefähr müsste die Entwicklungsgeschichte des „Kratylos“ –bei all’ den hierbei zu machenden und von mir gemachten Voraussetzungen– aussehen. Präzisierungen dieses Ansatzes wie auch Korrekturen an demselben werden in größerem Umfang wohl erst dann möglich sein, wenn man das Verfahren der Wort-Statistik so weit ausgebaut hat, dass es dann auch auf Textstrecken von –sagen wir– einer halben Seite sinneinbringend anwendbar ist, verbunden mit Stilvergleichen zwischen solchen Textblöcken, die aus inhaltlichen Gründen halbwegs gut von einander abgegrenzt werden können.<sup>201</sup> Wieviel dann –im Gegensatz zu meiner Analyse des „Timaios“, an

---

<sup>200</sup> Siehe FN 104: Plátōn wendet demnach einen *festen und unveränderlichen* Begriff „schön“ der Reihe nach auf die Gegenstände seiner Knabenliebe an und gelangt dadurch – nämlich: durch Internalisierung!– schließlich zum *begrifflich-unvermittelten* Schauen des Ur-Schönen, des *festen und unveränderlichen* Schönen-an-sich.

Auf *diesem* Weg gelangt auch der Quantenmechaniker zum Sehen n-dimensionaler Räume.

<sup>201</sup> Wo dies nicht –oder jedenfalls nicht feingliedrig genug und nicht sorgfältig genug– erfolgt, da mag dann die Statistik einen Erwartungswert [= Mittelwert] erstellen, der erkennbar außerhalb der Zeit liegt, in der sich Plátōn mit diesem Dialog befasst hat.

der es nur wenig zu rütteln geben wird– von diesem hier vollzogenen ersten Schritt zur Aufgliederung des „Kratylos“ übrig bleiben wird, das entzieht sich meiner Vorstellungskraft.

Diese an Platon's „Kratylos“ durchgeführte Untersuchung hat mich sehr viel Zeit gekostet; und sie hat mich dementsprechend von meinem Arbeiten auf den Gebieten der Analytischen Philosophie abgehalten. Ich werde deswegen nicht mehr weiter am Untersuchen von Platon's diversen Entwicklungen seines Denkens –in seinem Sinn gesprochen: von dem Nicht-Sein solchen Denkens– arbeiten. Vielleicht reizen meine Thesen andere Philosophen dazu, diese zu verbessern und zu ergänzen, kurz gesagt: sie zu korrigieren.

Doch ob dies erfolgen wird oder nicht, und wenn ja, wie dies erfolgen wird, das werd' ich ohnehin nicht mehr erleben.

---

Verdeutlichen kann man sich dies am Beispiel des Würfels: Der Mittelwert –und damit der Erwartungswert für den nächsten Wurf– für die sechs Ziffern des Würfels beträgt:

$$(1 + \dots + 6)/6 = 21/6 = 3,5.$$

*Diese* Ziffer 3,5 allerdings kann überhaupt nicht gewürfelt werden.